

WALTER LÜTHI

Auto-
biografisches

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesene Originale:

Schreibmaschinen-Manuskripte mit hand-schriftlichen Notizen und Tonbandkassetten-Aufnahmen, alles von Pfarrer Walter Lüthi.

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2024/11

Dateiname: luethi-autobiografisches.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0":

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/biografisches/luethi-autobiografisches.pdf>

Inhalt

VORWORT DES HERAUSGEBERS	5
FRÜHE BETTLACHER-ERINNERUNGEN	7
ANKUNFT.....	7
DER 9. JANUAR 1905	7
NACH VATERS TOD	9
<i>Das Bauern- und Uhrmacher-Dorf.....</i>	<i>20</i>
<i>Dorf-Armenrecht</i>	<i>23</i>
<i>Die Arbeit auf dem Bauernhof.....</i>	<i>25</i>
<i>Das Geheimnis einer Liebe</i>	<i>28</i>
<i>Bewahrungen.....</i>	<i>32</i>
<i>Zigaretten</i>	<i>34</i>
<i>Abschied von Bettlach</i>	<i>37</i>
ERFAHRUNGEN EINES GEMEINDEPFARRERS	41
EINLEITUNG:	
WIE UND WARUM BIN ICH PFARRER GEWORDEN?	41
VORBEREITUNG.....	43
<i>Zunächst der Bauernhof</i>	<i>45</i>
<i>Dann die Fabrik</i>	<i>46</i>
<i>Ein drittes Jugenderlebnis wurde das Spital.....</i>	<i>46</i>
I VINELZ.....	51
II BASEL.....	55
III BERNER MÜNSTER	59

Vorwort des Herausgebers

Diese Schrift ist verfasst anhand von Schreibmaschinen-Manuskripten, versehen mit handschriftlichen Notizen unter Einbezug von Tonbandkassetten-Aufnahmen von entsprechenden Berichten, vorgetragen von Pfarrer Walter Lüthi persönlich.

Der Inhalt besteht aus zwei separat verfassten Dokumenten, die als Grundlage dienen für zwei unterschiedliche Lebensberichte:

1 "Frühe Bettlacher Erinnerungen"

in verkürzter Form vorgetragen am Altersnachmittag der Einwohnergemeinde Bettlach² im grossen Saal, Restaurant 'Krone', 12. Dezember 1973 – und

2. "Erfahrungen eines Gemeindepfarrers"

zwischen 1978 und 1982 an verschiedenen Anlässen vorgetragen.

Da sich der Inhalt der beiden Vorträge zeitlich überschneidet, begegnen wir gewissen, meistens nicht wörtlichen aber doch inhaltlichen Wiederholungen. Diese sind im zweiten Teil, "Erfahrungen eines Gemeindepfarrers" durch *helleren Text* markiert. Daraus ergeben sich zur Lektüre die folgenden drei Varianten:

1. Nur den zweiten Teil, "Erfahrungen eines Gemeindepfarrers" lesen, und sich so mit einer ziemlich abgespeckten Version der Kindheit und Jugend von Walter Lüthi im solothurnischen Bettlach zu begnügen.
2. Die 'ganze Geschichte' lesen, jedoch im zweiten Teil ohne die Wiederholungen, deren Texte *grau* markiert sind.
3. Um nichts zu verpassen, den ganzen Text lesen. Die Wiederholungen geben der Frage "Wie und warum bin ich Pfarrer geworden?" eben doch das gewisse Etwas. Zudem haben

² Kanton Solothurn

Wiederholungen ja grundsätzlich ihre Bedeutung, vor allem in der Musik. Was wäre auch die beste Musik, ohne ein gutes Mass an Wiederholungen?! – Und die vorliegenden autobiografischen Aufzeichnungen von Walter Lüthi sind doch in gewisser Weise GUTE MUSIK!

Hans Käser

Frühe Bettlacher-Erinnerungen

Ankunft

Im Frühling 1901 übernahm unser Vater die Käserei Bettlach. Ich bin also der 'Chäser Wauti'. Adam Hans, der damalige Präsident der Bettlacher-Käsereigenossenschaft erzählte mir später, er sei meinen Eltern beim Umzug behilflich gewesen.

Mit Möbelstücken und allerhand anderem Gerümpel zusammen habe er unsere Mutter mit den damals fünf Kindern auf einem grossen Brügiwagen³ in der Käserei in Günsberg droben abgeholt und nach Bettlach geführt⁴. Ich als dreimonatiges Kind habe zuerst geweint, sei dann aber in Mutters Armen friedlich eingeschlafen. Ich selber kam also schlafend nach Bettlach. Im Herbst 1925 nahmen wir endgültig Abschied von Bettlach. Wir wohnten also, abgesehen von einem kurzen Unterbruch, ein Vierteljahrhundert im unvergesslichen Dorf zwischen der Wandfluh und der Aare. Aus dieser meiner Jugendzeit möchte ich ein paar Erinnerungen erzählen.

Wir wohnten zuerst fünf Jahre in der Dorfkäserei, dann je einige Jahre im Bängimeihuus an der Schmittengasse gegen Grenchen zu in der Nähe des Giglerbachs, dann bei Familie Röllli im Kastels oben und zuletzt im Aristonquartier, im obersten Haus an der Grenchenstrasse bei Dominiconis.

Der 9. Januar 1905

Auf einer Erkundigungsfahrt nach Rumänien im zurückliegenden Oktober stellten wir unter anderem fest, dass dort bis

³ Damals mit Pferden, später mit Traktoren gezogener Wagen mit einer Ladefläche aus Holz, der sogenannten 'Brügi'.

⁴ Ca. 15km

zum Jahre 1946, bis nach dem Weltkrieg, von rund 1'500 Dörfern nur deren 535 elektrisches Licht und Kraft hatten, also fast Zweidrittel noch ohne Beleuchtung. Das war in Bettlach anders. Am 9. Januar 1905 schon – ich war damals 4-jährig – trat zum ersten Mal die elektrische Strassenbeleuchtung in Funktion. Wir können uns heute die Ereignishaftigkeit dieses Datums für die damalige Bevölkerung kaum mehr vorstellen. Die Leute standen beim Einnachten vor den Häusern und warteten, wie Kinder auf den Weihnachtsbaum, auf den Moment, da im Dorf die finsternen Strassen, auf denen man sich vorher als Kind in der Nacht fürchtete, zum ersten Mal beleuchtet wurden.

Nur in einem Haus erlosch am gleichen 9. Januar das Licht. In der Käserei. Der Käser, unser Vater lag im Sterben. Er hatte die Käser-Krankheit, war nierenleidend, wodurch das Herz geschädigt wurde. Auf einem Geschäftsgang nach Solothurn sank er auf dem Bahnhof Solothurn-West beim Einfahren des Zuges an einem Herzinfarkt zusammen und starb im vierzigsten Altersjahr. Im Sterbezimmer standen Männer und Frauen aus der Nachbarschaft, redeten mit gedämpften Stimmen.

Als 4-jähriger erinnere ich mich an die Beerdigung. Die Dorfmusik schritt spielend das Kirchgässchen hinunter, dem langen Geleite voraus. Mich hatte man einer Tante an die Hand gegeben. Ich muss laut und störend geschrien haben. Die Tante versprach mir Bleisoldaten, wenn ich schweige. Darauf schwieg ich und warte heute noch auf diese Bleisoldaten.

An den Verstorbenen hatte der 4-jährige einige bestimmte Erinnerungen:

a) Wenn er mit einem Stück Käse aus dem Keller herauf kam und mir im Vorbeigehen ein "Schnäfeli"⁵ davon gab.

⁵ Kleines Stück

b) Wenn er vor der Hütte auf dem Treppenabsatz die Vögel mit Käsespänen fütterte. Wenn die Tauben scharenweise ihm um den Kopf flogen.

c) Wenn er an Feierabenden und Sonntagnachmittagen mit Mutter und Besuch vor der Käserei sass und uns zuschaute, wenn wir auf der Strasse und auf dem Käseplatz spielten. Man schätzt als Kleinkind schon das Beachtetwerden durch die Erwachsenen.

d) Wenn er per Velo abwesend war und wenn ich ihm bei der Heimkehr entgegensprang, er abstieg und mich die letzten 15-20m noch aufs Velo nahm.

Bezeichnenderweise sind es vor allem die Freundlichkeiten des Vaters, die mir im Gedächtnis blieben. Ein nicht unwichtiger Fingerzeig für Eltern und Grosseltern im Verkehr mit ihren kleinen Kindern und Enkeln.

Auch sonst hatte unser Vater, auch noch nach seinem Tod, in dem, was uns Mutter von ihm erzählte, erzieherische Nachwirkung. Ein Beispiel: Einmal passierte unserer Mutter das Missgeschick, dass sie beim Modellieren von Ankemödeli⁶ beim Abstreichen einen Fehler machte, sodass die Mödeli ein paar Grämmli zu leicht gewesen seien. Das hätte bestimmt niemand gemerkt. Aber es entsprach Vaters gerechter Gesinnung, dass er sich die Mühe nahm, sämtliche 200 Mödeli wieder zusammen zu kneten und sie ein zweites Mal zu modellieren.

Nach Vaters Tod

Das Leben der Witwe war hart. Sechs Kinder waren da, das älteste, Rosa, 11-jährig, der Jüngste, Paul, 3 Monate alt. Jeden Sonntagnachmittag nahm mich Mutter mit zum Friedhof, wo sie sich beim Grab ausweinte und die Blumen begoss. Auf dem Nachbargrab, hinter Glas, war das Gesicht

⁶ In Holz Form modellierte Butterstücke

des Dorngekrönten Jesus, von dem ich den Eindruck hatte, er sehe uns an und liebe uns.

Ein Wunder: Der Käsekeller war bei Vaters Tod voll unverkaufter Ware. Der Verkauf war darum dringlich notwendig, weil vom Erlös die Milchlieferanten, die Bauern bezahlt werden mussten. Weil Mutter den Handel nicht verstand, bat sie zwei Berufskollegen des Vaters aus Nachbardörfern, sie möchten kommen und den Vorrat schätzen, nicht zu hoch, sondern so wie es recht und billig sei. Als der Vertreter der Grossfirma erschien nutzte er die Situation der hilflosen Witwe kräftig aus, indem er den Preis massiv heruntermarktete. Diesem Verhalten gegenüber war Mutter wehrlos! Am Ende desselben Jahres ereignete sich etwas höchst Seltsames. Es kam eine Postanweisung jener Grossfirma mit der Notiz, hier sei die Rückerstattung des heruntergemarkteteten Betrages. Dass die Firma eine Witwe unter Preisdruck genommen habe, das habe sich fürs Geschäft im laufenden Jahr nachteilig ausgewirkt. – Es tönt wie ein Märlein. Aber es handelt sich um Tatsachen. Es war ein Wunder geschehen. Wunder geschehen auf diese Weise. Nicht in romantischer Aufmachung, sondern mitten im Werktag. Dieses Erlebnis war für Mutter eine kräftige Aufmunterung. Es ist immer eine Gefahr für Witwen, dass sie in die Einsamkeit versinken, in Selbstbedauern und Resignation. Man redet geradezu von einem Witten-Minderwertigkeitskomplex. Von dieser Gefahr wurde Mutter verschont. Mutig und initiativ fing sie an, ihr und ihrer Kinder Dasein den veränderten Umständen entsprechend zu gestalten.

Im Bängimeihuus eröffnete sie ein Geschirrlädli, das rasch gut lief. Als ehemalige Käasersfrau war sie allen Leuten im Dorf, den Bauernproduzenten und den Arbeiterkonsumenten, persönlich bekannt. Nach einiger Zeit bekam sie vom Grosslieferanten Bahnholzer aus Solothurn die alarmierende Mitteilung, man könne sie leider nicht mehr beliefern. – Es gab einen Geschäftsmann im Dorf, der Gemeindepräsident,

der in seinem Verkaufsladen auch Geschirr führte. Der hatte den Grosslieferanten vor die Wahl gestellt: "Entweder liefern Sie dieser meiner Konkurrentin oder mir." Natürlich fiel die Wahl zugunsten des älteren und hintersetzteren Kunden. Ein interessantes Detail war dabei, dass jener Geschäftsmann von Amtes wegen auch Präsident der Waisenkommission war. Mutter musste ihr Lädeli schliessen. Diesmal geschah kein Wunder. So ist das Leben

Davon vernahmen wir Kinder damals nichts. Mutter erzählte es uns später. Immerhin, was Wahrheit und was Lüge, was Gerechtigkeit ist und was Unrecht, spürt man schon als Kleinkind. Dafür zwei Beispiele:

1. Wir waren noch in der Käserei, ich war noch nicht 4 Jahre alt, als ich am Hals eine böse eiterige Geschwulst bekam. Mutter wusste immer für alle Bobo's sofort ein Mittelchen. Sie klebte mir ein Pflaster auf. Aber als es einige Tage später darum ging, das Pflaster wegzunehmen, weigerte ich mich kategorisch, weil ich den Schmerz fürchtete. Mutter erzählte das unserer Nachbarin, der Frau Niklaus. Als ich zu ihr Brot holen ging, sagte sie zu mir, ich solle ihr meinen Hals zeigen. Ich war misstrauisch. Da offerierte sie mir Gützi und versprach mir, mich nicht anzurühren. Als ich den Hals hinhielt, riss sie das Pflaster weg und es tat weh. Ich war wütend über die Lügnerin. Als sie am Tag darauf an der Käserei vorbeiging, rief ich ihr aus dem Fenster "Beckgure"⁷ zu, weil sie mich angelogen hatte. Darauf wurde ich von Mutter bestraft. Mutter konnte strafen. Sie konnte uns sogar körperlich züchtigen. Aber jedes Mal, wenn es dazu kam, sagte sie vorher feierlich und auf Hochdeutsch: "Strafe muss sein". Dann erst schlug sie zu. Ihre Ohrfeigen taten weh. Sie hatte als Witwe an der Hand zwei Ringe. Diese spürte man am Kopf.

2. Im Bängimeihuus wohnte über uns eine fröhliche, intelligente Frau Tschumi. Nun war mir seit einiger Zeit an einer

⁷ In etwa: Blöde Bäckerfrau

jungverheirateten Nachbarin eine merkwürdige Veränderung ihres Aussehens aufgefallen. Sie wurde so auffallend dick. Und eines schönen Tages ertönt aus dem Nachbarhaus das Weinen eines Kindleins. Das beschäftigte mich maximal. Woher jetzt dieses Kind? Und warum ist Frau X nicht mehr dick? Auf die Frage an die Mutter war die Antwort: Sie habe jetzt keine Zeit. Seltsam! Mutter hatte doch sonst immer Zeit. Da kam mir die Idee, Frau Tschumi zu fragen. Deren Antwort war prompt, der Storch habe es gebracht. Ich wollte weiter wissen: Wie? Der Storch hat doch keine Hände! Antwort: Mit dem Schnabel. Ich wollte wissen, wo er ins Haus gekommen sei. Durch die Haustür? Durchs Fenster? Durchs Kamin? Durchs Kamin, sagte Frau Tschumi. Nun wollte ich wissen, woher der Storch das Kind geholt habe? Antwort: Im Erlenmoos, dort unter einem grossen Stein hervor. Ob sie so gut sein wolle, am nächsten Sonntag mit mir zu kommen, um mir den Stein zu zeigen? Nun schneuzt Frau Tschumi die Nase, lacht lautstark heraus und entlässt mich mit den Worten: "Du bist ein Stürmi".

Mutters Entschluss: Südlich von Bern, in Toffen, im Gürbetal, hatte Mutter eine verheiratete Schwester mit fünf Kindern. Ihr Mann war Vorarbeiter an der Gürbetalbahn. Sie besaßen ein Eigenheim mit zwei Wohnungen. Die lud Mutter ein, nach Toffen zu kommen. Die Schliessung des Geschirrlädels bewog die Mutter, diese Einladung anzunehmen. So kam es, dass wir zweieinhalb Jahre von Bettlach weg waren, von 1907 bis 1909. Aus dieser Toffen-Zeit möchte ich zwei Erfahrungen erwähnen, die für meine Zukunft wichtig geworden sind:

1. Der Onkel war alkoholsüchtig und "trank bös", wie man sagt. Er war gescheit und überaus gemütvoll. Am Abend beim Einnachten, wenn die Familien vor dem Haus sassen, waren seine Gespräche und Erzählungen so interessant, dass man es nicht gern hörte, wenn es dann jeweilen hiess: "Kinder, ins Bett!" Aber wenn Onkel Fritz betrunken heimkam,

war er jeweilen ein ganz anderer. Einmal schmiss er beim Eintreten in die Küche die schwarze Kaffeekanne vom Küchentisch mit der Bemerkung: "Abe Chatz, ab der Röschti!"⁸. Einmal im Winter musste nachts nach der späten Heimkehr des Vaters die ganze Familie in den Schnee hinaus flüchten, weil er sie mit der Axt bedrohte. Auf diese Weise sah ich zum ersten Mal die Auswirkungen der Alkoholsüchtigkeit aufs Familienleben. Von da an hatte ich eine gewisse Zurückhaltung dem Alkohol gegenüber.

2. Erlebnis aus der Toffener-Zeit. Das war die Schule. Wir hatten fürs erste und zweite Schuljahr eine blutjunge Lehrerin, auch sie die Tochter einer Witwe. Sie kam direkt vom Seminar. Ich habe sie übrigens am 3. Dezember 1973, als sie 85-jährig in Bern starb, beerdigt. Unser Schulhaus in Toffen war sehr alt. Wir mussten durch eine alte Küche ins Schulzimmer. Am alten Waschbecken aus Sandstein spitzten wir die Griffel. Nur im Oberschulzimmer gab es elektrisches Licht, weil der Gemeinderat dort nachts seine Sitzungen hatte. Das Unterschulzimmer war ohne genügende Beleuchtung. Das hatte zur Folge, dass die Lehrerin im Winter während der ersten Morgenstunde nichts mit uns anfangen konnte, was die Augen nötig machte. Und so erzählte sie uns jeden Morgen eine Geschichte. Und nicht irgendeine, eine aus der Bibel. Sie tat das so gläubig und geschickt, dass ich glaube, ich sei damals, ohne dass ich es wusste, Pfarrer geworden. Damals fielen die ersten Saatkörnlein für meine spätere Berufswahl. So braucht Gott oft Umwege, um uns ans Ziel zu führen.

Heimweh und Rückkehr nach Bettlach: Anno 1910 kehrten wir nach 2½-jähriger Abwesenheit nach Bettlach zurück. Die Gründe dazu waren: Bessere Ausbildungs-, Schulungs- und Verdienstmöglichkeiten im Industriedorf und sicher

⁸ Runter Katze von der 'Rösti', ein traditionelles Schweizer Kartoffelgericht.

auch Heimweh. Man kann Heimweh bekommen nach dem Dorf vor dem Berg.

Bettlach ist mir in Erinnerung als Spielparadies. In manchen heutigen Wohnungslagen leiden Kinder unter dem Mangel an Spielgelegenheiten. Es fehlt an Spielplätzen. Das war im damaligen Bettlach nicht der Fall. Bettlach war damals ein geradezu idealer Kinderspielplatz. Im Frühling und im Herbst war es das Boleyle⁹, das Bällelen¹⁰, das Seilgumpen¹¹, das Versteckis-Spiel in Holder Evis abgebrannter Hausruine. Ums Schulhaus herum das Klettern auf dem Pfyfferstein. Beim Herunterspringen über die Schulhausmauer zerspaltete ich mir einmal die Holzböden¹². – Die Mutter weinte, als sie es zu sehen bekam.

Im Winter war es das Schlittschuhlaufen und Schlitteln auf der Strasse im Dorf, später erst das Fassdauben-¹³ und Skifahren im Hofacker oben. Schlitteln konnte man in Bettlach buchstäblich von der Bettlachstock-Fluh oben bis auf die Allmend herunter, dann durchs ganze Dorf hinunter bis fast zum Bahnhof, alles auf der Strasse. Zwei kleine Details:

Wenn Mädchen und Buben auf dem gleichen Schlitten sassen, dann sassen die Mädchen meistens hinten, die Buben vorn, und hielten rechts und links die Beine der Mädchen. Da heulte einmal der Rotjoggi Paul, er wolle auch einmal Beine halten.

Aus Pauli Petermannis Holzschopf stahlen wir einmal einen grossen Holzschlitten. Vorne links und rechts lenkten die zwei kräftigsten Buben, auf den Schlittschuhen stehend, hinten sassen dicht gedrängt etwa ein Dutzend Mädchen und Buben. Sausend und jauchzend ging es vom Rotjoggi Vik

⁹ Eine Art Kegelspiel

¹⁰ Das Ballspielen

¹¹ Das Seilspringen

¹² Hölzerne Schuhsohlen

¹³ Das Fassdaubenfahren war eine frühe Art von Skifahren auf Brettern von Holzfässern

durchs ganze Dorf hinunter.

Im Sommer war es das Spiel mit dem Wasser, im Giglerbach, im Feuerweiher und in der Aare. Auch da drei Erinnerungen: Einmal beim Reifeln sauste mein Eisenreifen durchs Gitter in den Feuerweiher. Vater, der damals noch lebte, fischte ihn mit einer langen Stange heraus und gab ihn mir wieder. Im halbleeren Bett des Giglerbachs machten wir Versteckis und Räuberis. Im Sommer 1911 regnete es zwischen der Aussaat und der Ernte des Hafers keinen Tropfen. Da steht im Berner-Münsterboten ein kleiner Artikel unter dem Titel: "Als der Dorfbach versiegte". Ein Zitat daraus sei hier wiedergegeben: "Es war im Sommer des Jahres 1911, ich war damals im 10. Altersjahr, als daheim im Juradorf infolge der Trockenheit der Dorfbach versiegte, für uns Kinder sonst ein beliebter Ort unserer Spiele. Die Erwachsenen schienen das Ausbleiben des Wassers mit müdem Gleichmut entgegenzunehmen; für uns Kinder aber war das ein Anlass zu grossem Aufsehen. Es war uns geradezu unheimlich, dass der Dorfbach nicht mehr kam. Wo war er geblieben? In unserer Einfalt beschlossen wir, ihn zu suchen. So kletterten wir denn das trockene Bachbett empor und stiegen den Berg hinan, bis dass es Abend wurde. Unverrichteter Dinge, traurig und in Erwartung, ausgezankt zu werden, kehrten wir nach Einbruch der Nacht heim. Wir hatten zwar den Dorfbach nicht gefunden, aber einige Tage später geschah etwas. Es geschah von oben her. Wolken zogen herauf und der Regen fiel in Strömen vom Himmel. Und der Dorfbach kam wieder! Während die Leute auch dieses Ereignis mit schweigsamer Gleichmütigkeit hinzunehmen schienen, war's für uns Kinder ein Fest. Wir feierten es mit Tanz, Jubel und Händeklatschen: Unser Bach war wieder da! – Warum werden wir nicht wie die Kinder? Warum erschrecken wir nicht darüber, dass in unsrem Jahrhundert so manches Bach- und Strombett auszutrocknen beginnt, dass das geistige Leben hin und her so trocken, so kahl und so schwach wird?"

Warum machen wir uns nicht wie Kinder auf die Suche nach dem Wasser, nach dem lebendigen Wasser? – Im Blick auf diese geistige Trockenheit gibt es jetzt nichts Dringlicheres als die Bitte um "Frühregen und Spätregen", die Bitte um eine neue Ausgiessung des heiligen Geistes".

Auch die Aare wurde zum Schauplatz unserer jugendlichen Spielfreuden. Eine Zeitlang schwärmten wir fürs Fischen. Ich könnte noch heute den Ort am Ufer zeigen, wo ich einmal beinahe einen Hecht gefangen hätte.

Beim Aff in Altreu, auf dem Leuziger-Ufer, brachte mir mein späterer Schwager, der Stuber Lehrer, das Schwimmen bei. Aber auch diesseits der Aare, einige Kilometer oberhalb Altreu, gab es einen Ort, wo man baden konnte. Freilich war dort eine nicht ganz gefahrlose Sandbank. Dort ertrank eines Tages unser Schulkamerad, der Kleiner Emil. Wir brachten seine Leiche per Fuhrwerk, mit einer Rossdecke zugedeckt, heim. Der laute Schmerzensschrei von Mutter Kleiner, als wir uns dem Haus näherten, liegt mir noch heute in den Ohren.

Ich veröffentlichte damals im Grenchener Tagblatt einen Nachruf in Gedichtform:

Ghörsch, wie sie mit de Glogge lüte,
Wie's trurig tönt vom Chilchturm abe?
Weisch du, was das hüt söll bedüte?
Si tüe 'ne Schuelfründ üs begrabe.

Weisch no, wie-n-är isch umgegschprunge
Dür d'Schuelhustüren-i und us,
Und wie mer g'lachtet, g'jutzget, g'sunge
Vom Schuelhusplatz bis hei zum Hus?

Weisch no, wien-är im Bank isch gsässe
Und g'läse, g'rächnet, g'schribe het?
Jetzt lyt er still und wältvergässe
Im bluemen-überstreute Bett!

Cha eine unger euch mir säge,
Dass Dä mit ihm e Krach heig g'ha,
Wo mir so still jetz use träge,
Wo sälber nümme rede cha?

G'hörsch, wie si mit de Glogge lüte,
Wie's freudig tönt am Chilchturm obe?
Mir wüsse, was das soll bedüte:
Im Himmel isch är guet ufghobe,

Lausbubenstreiche: Zu unseren mannigfachen Spielen gehörten natürlich, je nach Alter und Laune, auch unsere Lausbubenstreiche. Vis-à-vis vom Bängimeihuus wohnte die kleine feste Frau Aebi in einem Haus mit offenem Kamin. Im Winter machten wir dieses Kamin zur Schneeballen-Zielscheibe. Wenn wir die Öffnung trafen, wussten wir, dass der Schneeball direkt auf den Kochherd, und wenn sie am Kochen war, in die Pfanne hinunterfiel. Blitzschnell verschwanden wir dann und genossen es, wenn Mutter Aebi wütend die Küchentüre aufriss. Im späteren Lausbubenalter pflegten wir nachts da und dort eine Gartentür auszuhängen und 50m entfernt an den Strassenrand zu stellen.

Auf dem Fabrikenmist fanden wir eine hellstrahlende, kaputte Uhrenschale. Diese banden wir an eine lange dünne Schnur und legten sie nachts an einer dunklen, unbeleuchteten Stelle auf die Strasse. Wenn jemand vorbeikam und meinte, es sei ein Fünfliber oder sonst etwas Wertvolles, sich bückte und es aufheben wollte, zogen wir es am Schnürchen weg, grinsten hinter der Holunderstaude am Wegrand und schlichen ab.

Wenn wir im Sommer und Herbst in den Hofstätten Früchte stibitzten, war das nicht ganz gefahrlos. Wenn man z.B. beim Kleistäffe-Lisi an die Hausrauben ging und erwischt wurde, konnte man beim Lehrer verklagt werden, und dann war einiges zu gewärtigen. Als Heldenstück galt es, wenn man in der Hofstatt eines Bauern, der einen bösen Haushund

hatte, an die Kirschen, Äpfel und Birnen ging. Das Maximum an Heldenmut aber war, wenn man beim Herrn Pfarrer Kyburz im Garten Aprikosen stahl. Wenn man erwischt worden wäre, hätte das böse Folgen gehabt. Herr Pfarrer war Schulkommissionspräsident.

Das gibt uns nun den Denkanstoss, um einiges über *die damaligen konfessionellen Verhältnisse* zu sagen. Damals, im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, gab es unter den rund 1'500 Bettlachern etwa ein Dutzend reformierte Familien. Wir waren uns natürlich unserer Minderheitssituation bewusst, vermieden womöglich Konflikte konfessioneller Art, weil wir sowieso am kürzeren Hebelarm gewesen wären. Immerhin waren von den fünf mir bekannten Lehrern, Künzli, Stuber, Nussbaumer, Rätz und Keller deren vier seltensamerweise reformiert. Kindergarten gab es nur denjenigen im Maria-Heim. Meine Eltern schickten mich dorthin. Ich rechnete es der Schwester hoch an, dass ich beim Krippenspiel an Weihnachten als Reformierter den Joseph spielen durfte. Nebenbei bemerkt nahm es mich damals immer sehr wunder, ob unsere liebe Schwester hinter der Haube auch Haare habe – und was für welche?

Reformierte Gottesdienste gab es in den ersten Jahren weder in Bettlach noch in Grenchen. Wir mussten in die nächste bernische Gemeinde, nach Lengnau zur Predigt gehen. Es war vielleicht ein Erziehungsfehler meiner Mutter, dass sie mich als 5 bis 6-jähriges Büblein mitnahm. Wenn man einem Kind den Kirchgang gründlich verleiden will, würde der Psychologe sagen, dann müsse man ihm einen derart weiten Kirchweg zumuten. Von der Predigt verstand ich nichts. Ich weiss nur noch, dass ich während der ganzen Stunde Angst hatte, der Herr Pfarrer, ein hochgewachsener Mann, falle von der Kanzel herunter. Und doch war dieser weite Kirchgang nicht ohne eine nachhaltige positive Wirkung: Dass Mutter an einem Sonntagvormittag Fünfviertelstunden hin und zurück zu Fuss ging, machte mir Eindruck.

Eine Predigt, so schloss ich daraus, müsse eine sehr wichtige Sache sein.

Später, ab 1907, gab es in Grenchen ein reformiertes Diaspora-Pfarramt. Wir hatten dann eine Zeitlang die Erlaubnis um 11h vormittags in der römisch-katholischen Kirche Grenchen Gottesdienst zu halten. Für die Hausfrau, die immerhin zu Mittag kochen musste, eine denkbar ungünstige Zeit. Aber Mutter ging und nahm uns mit. Als 19-jähriger Gymnasiast fing ich in Bettlach eine Sonntagschule an. Wir durften dazu ein Schulzimmer benutzen. Ich erzählte den Kindern jene biblischen Geschichten, die ich selber in Toffen gehört hatte und begleitete mit der Geige, die mich Stuber Hans spielen gelehrt hatte, die Lieder. Die Weihnachtsfeier durften wir im Kronensaal halten.

Ein damals speziell für die Weihnachtsfeier im Kronensaal geschriebenes und aufgesagtes Gedichtchen lautet:

Dört z'Bethlähäm im finstre Stau,
Paar hundert Stung vom Aaretau,
Het's langsam afoh brönne;

E Sturm isch über d'Ärde cho
Und het das Flämmli mit sech g'noh
Me het's nümm lösche chönne.

Das Füürli brönnt bi Tag und Nacht
Vom Himmel-Vatter überwacht
S'isch nie meh g'lösche sider.

Und wird's uf Ärde no so chalt,
Wenn jedi Hoffnig zämefallt,
Das Füürli brönnt gäng wider.

An diese Sonntagschulzeit wurde ich letztes Jahr¹⁴ wieder erinnert, als ich mit Schwester Martha nach USA flog: Bei meinem Bruder Ernst trafen sich eine Anzahl Amerika-

¹⁴ 1972

Bettlacher. Unter ihnen Schmutz Idy, eine sehr in die Höhe und Breite gewachsene Persönlichkeit. Sie erzählte uns, ich hätte sie bei der Sonntagsschul-Weihnachtsfeier vom Kronen-Saal auf die Bühne hinaufgehoben, damit sie dort ein Gedicht aufsage. Dazu machte unser Ernst verschmitzt lachend die Bemerkung: "Gäu Wäutu, das miechsch jetz nümme"¹⁵.

Anno 1923 beschlossen wir in der Kirchgemeindeversammlung den Bau einer reformierten Kirche in Grenchen. Wir hatten schon längere Zeit Märkli¹⁶ verkauft, um das nötige Kapital zusammenzubringen.

Das Bauern- und Uhrmacher-Dorf

Bettlach war damals ungefähr halb und halb Uhrmacher- und Bauerndorf. Dazu gab es noch eine ziemliche Anzahl, die in die Fabrik gingen und daneben für den Eigenbedarf eine kleine Landwirtschaft betrieben. Die Mädchen, unsere Kameradinnen, schaute man damals offenbar für minder bildungsbedürftig an – vielleicht auch für gescheiter als die Buben –. Statt nach acht Schuljahren endete die Grundschulbildung für sie bereits nach sieben Jahren. Erst 14-jährig kamen die meisten von ihnen bereits in die Fabrik. Die meisten Hausmütter arbeiteten damals ebenfalls in der Fabrik. Um elf Uhr sah man scharenweise Hausfrauen aus dem Fabrikportal herausströmen, um hurtig hurtig heim zu rennen und für die Familie das Mittagessen zuzubereiten.

Meine drei Brüder arbeiteten in der Fabrik, zwei von ihnen als Mechaniker, Schwester Martha und Rosa waren im Lohnbüro. Mutter war Heimarbeiterin. Sie schraubte Tigehalter auf, Basculs und Ravoirs¹⁷, wobei wir ihr in der Freizeit gelegentlich halfen. Ich musste meistens die schweren Platinen-Kisten voll Fertigarbeit in die Fabrik bringen, zum

¹⁵ Nicht wahr, Walter, das würdest du jetzt nicht mehr machen.

¹⁶ Marken

¹⁷ Französische Namen für Uhrenteile

Visiteur¹⁸ Klemenz Menz. Dabei machte ich meine Beobachtungen. Ich sah die langen Reihen von Frauen und Töchtern an den Etablis¹⁹, mit dem Vergrößerungsglas am rechten Auge oder auf der Stirn. Dabei hörte ich sie während der Arbeit singen, meistens etwas schwermütige Lieder. "Fern im Süd das schöne Spanien", "Im Böhmerwald, wo meine Wiege stand" oder "Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr". Ich hörte die Männer an den Maschinen Melodien pfeifen. Vormittags und nachmittags zum Z'Nüni und zum Z'Vieri stellten sie die Maschinen ab. Nach der Einführung des freien Samstagnachmittags war das Singen, Pfeifen und Z'Vieri-Nehmen verboten.

Ich selber arbeitete anno 1918 für drei Monate in einem Saal an einer Stanze. Sonst durften Schüler und Studenten damals nicht in die Fabrik. Nur bei Bauern durften sie Freizeitbeschäftigung annehmen. Fabrikarbeit von Studenten wäre damals von den Arbeitern als Schmutzkonkurrenz empfunden worden. Während der Grippezeit anno 1918 gab es einen Ausnahmezustand, weil so viele Arbeitsplätze leer waren. – Von meinen Schulkameradinnen starben damals mehrere an der Spanischen Grippe und an Tuberkulose²⁰. – Über das Arbeitsklima im Saal war ich anfänglich ein wenig enttäuscht. Es gab unter den Insassen und Insassinnen nicht nur ideale Kameradschaft. Allerhand Spannungen und Rivalitäten lagen in der Luft. Da eine Frau, dort eine Tochter, warb um die Gunst des Visiteurs. Ich schäme mich, es zu sagen, aber es muss heraus: Ich beging dort, zwar ahnungslos, aber doch eine Gemeinheit. Die Arbeiter betrachteten das Schülerlein begreiflicherweise zuerst etwas spöttisch. Was will jetzt der da? Ach, das ist menschlich allzu menschlich. Aber nun wollte ich ihnen zeigen, dass ich es auch könne, legte

¹⁸ Kontrolleur

¹⁹ Werkbänke

²⁰ Zur Jahrhundertkrankheit Tuberkulose kam 1918 noch die 'Spanische Grippe' hinzu.

mich wie verrückt ins Zeug und – brach ihnen in meinem dummen, bubenhaften Ehrgeiz den Akkord. Nach drei Monaten konnte ich wieder in die Schule gehen. Sie mussten bleiben, ihr Leben lang. Das hat mich später oft geplagt.

Auch sonst gab es allerlei Spannungen. Nicht zuletzt auch zwischen der Fabrikleitung und der Arbeiterschaft. Kurz vor dem Krieg 14/18 gab es eine über Monate dauernde Aussperrung, da der "Heer", wie man Herrn Kurmer im Dorf nannte, in einem Lohnkonflikt kurzerhand die Tore schloss.

Während der Grenzbesetzung 14/18 gab es viel Militär im Dorf. Bei der Ablösung unterwegs aus dem Jura in die Ost- oder Zentralschweiz übernachteten die Truppen in den Dörfern vorn am Jurarand entlang. Einmal waren es Walliser-Truppen mit schwer beladenen Mauleseln. Beim Hauptverlesen, wo ich natürlich als Bub zugegen war, meldeten sie laut: "Fahrer Soundso"! Ich rannte heim zur Mutter und teilte ihr mit, es sei eine grosse Menge Pfarrer aus dem Wallis im Dorf.

Meine älteren zwei Brüder mussten Aktivdienst tun. Wenn es sich traf, dass beide miteinander zwei bis drei Monate einrücken mussten, ging es jeweilen schmal zu daheim am Tisch. Dienstentschädigung gab es damals keine, nur einen mehr als bescheidenen Tagessold. Die Familien daheim konnten zusehen, wie sie durchkamen. Diese Schneise in der Existenzgrundlage des Mannes aus dem Volk führte dazu, dass schliesslich ein Generalstreik kommen *musste*. Am Tag des Generalstreiks schickte unsere weise Mutter uns zwei Jüngsten, Paul und mich, in den Garten zum Jäten. Bruder Paul schlich ab nach Grenchen. Nach etwa zwei Stunden kommt er totenbleich zurück. Die Waadtländer Truppen hätten scharf geschossen. Einer der Zuschauer, der ganz nah bei ihm stand, sei getroffen worden und vor seinen Augen tot umgesunken. In Grenchen, Olten und Zürich gab es an jenem Tag Tote.

Durch solche Verhältnisse wurde das politische Klima auch in Bettlach wesentlich beeinflusst. Es gab Spannungen und Kampfstimmung, vor allem jeweils vor Wahlen. Das Dorf war politisch dreigeteilt: Katholisch-konservative, Freisinnige und Sozialdemokraten. Wenn die Erwachsenen vor einer Wahl herumstanden und miteinander diskutierten, pflegte ich mich als Kind in ihrer Nähe aufzuhalten und zuzuhören. Da war immer auch die Rede von den 'Roten' und von den 'Schwarzen'. Ich meinte längere Zeit hindurch, es handle sich um zwei Sorten ganz besonders böser Hunde. Als ich 1921 zum ersten Mal als frisch Stimmberechtigter zur Urne ging, war darüber abzustimmen, ob die neu zu wählende Hebamme eine 'Schwarze' oder eine 'Rote' sein sollte.

Bei Maiumzügen stand ich oft am Wegrand. Ich bewunderte heimlich die Teilnehmer. Ich wusste, dass sie riskierten, auf die schwarze Liste der Arbeitgeber zu kommen und einige Monate später die Kündigung im Zahltagstäschchen zu finden. Und wo dann wieder Arbeit finden? – Es brauchte damals einige Zivilcourage, mit den 'Roten' mit zu marschieren.

Dorf-Armenrecht

Dass wir arm, gar mittellos gewesen wären, das wäre übertrieben. – Es war aber das, was die Arbeiterleute bei den damaligen Löhnen waren. – Aber vor allem während der Schulzeiten, Lehr- und Ausbildungsjahre von uns sechs Geschwistern, war ein Wort bei uns gross geschrieben: sparen, sparen, sparen – und zusammenhalten. Mutter verstand es meisterhaft, in jedem von uns Mitverantwortung einzupflanzen. So benutzten wir jede sich bietende Gelegenheit zu kleinen Nebenverdiensten. Dabei machten wir im Dorf Bettlach eine sehr schöne Erfahrung. Es gibt in der Bibel, im Alten Testament, Stellen, welche die Vermögenden vor Raffgier mahnen und den Armen gewisse beschränkte Rechte einräumen. Z.B. 3.Mose 19,9-10. Zunächst eine Mahnung an die

Besitzenden: "Wenn du dein Feld aberntest, sollst du nicht alles bis an den Rand abschneiden, auch nicht alles genau aufsammeln. Also auch sollst du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern dem Armen und Fremdling sollst du es lassen; denn ich bin der Herr, euer Gott". – Was würden sie wohl in Bern auf der Bauernschule Rüti dazu sagen?! – Und dann 5.Mose 23.25-26. Eine Mahnung an die Armen: "Wenn du in deines Nächsten Weinberg gehst, so magst du Trauben essen bis du satt bist; aber du sollst nichts in ein Gefäss sammeln. Wenn du in die Saat deines Nächsten gehst, magst du mit der Hand Ähren abrupfen, aber mit der Sichel sollst du nichts abschneiden."

Etwas von dieser schönen Toleranz und weitherzigen Rücksicht den Minderbemittelten gegenüber war in der Dorfgemeinschaft des alten Bettlach noch deutlich vorhanden: Es gab da für die weniger Begüterten wunderschöne Möglichkeiten zu kleineren Nebenverdiensten. Man durfte in den Wäldern von Bettlach Holz holen zum Heizen im Winter – aber nur dürres und nur was man von Hand abbrechen konnte. Ein Instrument, Säge oder Axt mit in den Wald zu nehmen, war verboten. Man durfte auf den Feldern Ähren auflesen. Aber nur, wo geerntet und abgerechnet war. Man durfte ohne Landbesitz Kaninchen halten, durfte Gras holen, aber nur ganz aussen am Wegrand, nicht mit Sichel oder Sense, nur von Hand. – Das genau gleiche Prinzip wie in der Bibel. – So war Kaninchenbraten eines der seltenen Festtagsgerichte, auf das wir uns immer freuten. Da sagte dann jeweils die Mutter: Fenster zu, Türen zu, die da oben, die da unten und die dort drüben sollen nicht riechen, dass wir heute Braten essen. – Das ist Dorfmentalität, man weiss um den Neid des Nachbarn. – Man durfte sogar auf abgeernteten Kartoffeläckern noch liegen gelassene Kartoffeln nachlesen. Und es gab noch weitere bescheidene Nebenverdienst-Möglichkeit: Man durfte auf den Strassen Rossmist und

Kuhfladen auflesen. Eine Zeitlang bekam ich dafür von einem Kleinbauern 20 Rappen pro Korb. Er brauchte den Mist, um sein Güllenloch aufzufüllen. Auch Ess-Schnecken sammeln gab einige Batzen. Beerensammeln in der Court-Hecke lieferte für einen ganzen Winter die Konfitüre. Beim Kegeln gab es auch ein wenig Nebenverdienst. Dabei machte ich die merkwürdige Beobachtung, dass vor allem die Kegler, die ein wenig alkoholisch aufgeheizt waren, mir mehr Trinkgeld gaben.

Die Arbeit auf dem Bauernhof

Als ehemalige Käfersfrau machte unsere Mutter die Beobachtung, dass manche Kinder von Eltern, die beide in der Fabrik arbeiteten, sich selber überlassen herumvagabundierten. Das wollte sie unbedingt vermeiden. Darum suchte sie für uns während der Schulzeit einen guten Bauern zum Aus helfen, vor allem für schulfreie Halbtage. Bei Friedensrichter Stelli-Peter half ich einmal beim Dreschen und verdiente dabei ein nigelnagelneues Fünfzigrappenstück.

Dann vor allem beim Adam Hans. Hans und Marei waren zwei ältere kinderlose Eheleute, Marei zehn Jahre älter als Hans. Hans war Mitglied des Pfarreirates an der Klemenz-Kirche. Ein prächtiger Mensch, ein Kleingewachsener, aber einer von denen, die 'mehr am Lager haben als im Schau fenster'! Der Kinderlose verstand den Umgang mit uns Buben in einer Weise, wie wenn er sechs Jahre lang Pädagogik studiert hätte. Vor allem rechnete ich es ihm hoch an, dass er ohne Ängstlichkeit, grosszügig, mir schon sehr früh un glaubliche Verantwortungen übertrug. Dies ohne Berechnung, er könnte durch eine Ungeschicktheit meinerseits zu Schaden kommen. Früh schon liess er mich unter die Kuh. Ich durfte zuerst anrüsten, später sogar melken. Und seine zwei Pferde, den bedächtigen Braunen und den wilden Fuchs, überliess er mir. – Ich erinnere mich noch ans erste Mal, als er mich mit den Pferden auf die Landstrasse liess.

Da sagte er zu mir: "Wauti, im Fau, dass es Outo chäm...²¹ sofort das Leitseil festbinden und nach vorne springen und das Pferd festhalten." – Wenn in der Vorasphaltzeit ein Auto daherkam, hat es noch gerattert und geknattert und es gab eine Staubwolke, so dass die Pferde erschrakten. – Ja, ich durfte fuhrwerken, hie und da sogar reiten. Im Heuet, wenn ein Gewitter drohte und es pressierte, hiess es: "Aufs Ross und los!" – Hochzuross! War das ein Hochgefühl! Heute muss bei der Jungmannschaft das Töff-Erlebnis etwas Ähnliches an sich haben. Als ich zum ersten Mal ein hohes Heufuder in die steile Einfahrt fahren durfte – und es nicht umkippte – was für ein Stolz!

Beim Obstpflücken liess er mich auf die höchste Leiter, ohne Angst, ich könnte herunterfallen. Da zur Abwechslung ein kleines Erlebnis: Ich war etwa 13-jährig, als es sehr wenig Kirschen gab. Die Kirschen hatten darum einen hohen Preis. Bevor wir in die Hofstatt gingen, sandte mich Hans ein Päckchen Stumpen²² holen. Und vor dem Besteigen der Leiter bietet dieser mir zu meinem masslosen Erstaunen einen Stumpen an. Erst beim Pflücken der spärlichen Früchte ging es mir langsam auf, warum: Damit ich nicht zu viel esse. So etwas nennt man Bauernschläue.

Einmal, es war beim Eggen, ich achtete peinlich fast krampfhaft darauf, dass ich schnurgerade und exakt fuhr, damit keine Lücke entstand. Vor lauter Aufpassen merkte ich beim Umwenden am Ende des Ackers nicht, dass die Waage aushängte, die Egge am Ende des Ackers liegen blieb und ich ohne sie die ganze Ackerlänge mit den Pferden abschnitt. Als Hans die komische Situation bemerkte, krümmte er sich vor Lachen.

Einmal, im Sommer 1911, wir waren auf der Wytty eben beim Z'Vieri, sassen im Schatten einer Erlenstaude, da

²¹ "Walti, für den Fall dass ein Auto daher käme..."

²² Zigarren

hörten wir aus weiter Ferne aus der Richtung Solothurn ein seltsam ungewohntes Geräusch. Es war der erste Flieger, den wir sehen und erleben sollten. Von Feld zu Feld erscholl der Ruf der Bauersleute: "E Flüüüüger, e Flüüüüger!" Darauf folgte ein stilles Staunen und Nachdenken über das Ereignishafte der Tatsache, dass jetzt der Mensch fliegen kann.

Einmal, es war an einem Sonntag, ich war zum Mittagessen eingeladen. Im Bienenhaus war eine ungewöhnliche Unruhe. Ein Imb²³ wollte schwärmen, "stossen", wie man in Bettlach sagte. Wenn zwei Königinnen drin sind, zieht zu einem gewissen Zeitpunkt eine von ihnen mit der Hälfte des Volkes aus und davon. Man muss sie dann von einem Ast, an den sie hingeschwärmt waren, rechtzeitig herunterholen, wenn man sie nicht auf Nimmerwiedersehen verlieren wollte. Hans kam eben aus der Messe. Marei war aufgeregt, wollte ihm zurufen, er solle hurtig die Sonntagskleider wechseln, das Werktagskleid anziehen. In der Aufregung rief Marei: "Hans – Hans zieh d'Hosen ab, der Imb stösst".

So lernt man, wohl nirgends wie in der Landwirtschaft, den Umgang gleichzeitig mit allem, d.h. mit den Pflanzen, mit den Tieren, mit den Sachen, den Werkzeugen – und mit den Menschen. Um die Jahrhundertwende arbeiteten noch 35% des Schweizervolkes auf dem Land. Nach dem ersten Weltkrieg noch 22%, heute noch 8%. Das ist ein unabsehbarer erzieherischer Verlust für unser Volk.

Wie erziehungintensiv das Bauernleben sein kann, dafür ein kleines Beispiel: Es war noch eine alte Tagelöhnerin bei Adam Hanses da zum Helfen, s' Gritty Lisy. Es wohnte vis-à-vis von Grederes. Es war einst im Spätherbst beim Mistteilen auf einer Wiese. Es handelte sich um die letzten Fuder des Miststocks. Darum waren allerlei Fremdkörper im Mist, Steine, Holzstücke, Lumpen. Mit Vergnügen schleuderte ich diesen Unrat an die "Mark" hinaus, an den Rand der Matte.

²³ Bienenvolk

Dabei geschah es, dass hie und da ein Wurf zu weit flog, auf Nachbars Feld. Kopf schüttelnd schaute mich Gritty Lisy einige Male an. Dann fand ich in einem Misthaufen ein Stück von einem Eisenreifen. Den balancierte ich auf der Mistgabel und schleuderte ihn so kräftig hinaus, dass er auf Nachbars Acker flog. Das war genug. Gritty Lisy kam auf mich zu, packte mich am Arm und schnaubte mich an: "Was du nicht willst, dass man dir tue, das füeg auch keinem andern zue!" "Wüsse das die Reformierte nid?" – Das war mir mehr als eine erzieherische Ohrfeige. Ich holte den Reifen schleunigst zurück.

Das Geheimnis einer Liebe

Unvergesslich ist und bleibt mir jener Tag, da später Hans und Marei ihren Landbesitz versteigerten. Darüber existiert ein Abschnitt in meinem ersten Büchlein "Das ewige Jahr" Digitale Ausgabe Seite 99 ff:

Der Bauer, bei dem ich als Schulbub und zum Teil noch als Gymnasiast manchen Sommer hindurch gearbeitet habe, ist nun alt geworden und unfähig, seiner dreissig Jucharten²⁴ Meister zu werden. Kinder hat er nicht. Verwandte und Freunde liegen ihm in den Ohren, er solle sein Land doch versteigern und dann privatisieren. Er habe es wohl verdient.

Wie oft haben Hans und Marei schon vor zehn Jahren vom Versteigern gesprochen! Anno 10 und Anno 11 schon haben sie den Gedanken in allem Ernst erwogen. Zu der katastrophalen Nässe von 1910 war die ebenso grosse Dürre von 1911 gekommen, und dazu war gerade in jenen zwei Jahren allerlei Ungutes im Stall. Solche Jahre machen müde, besonders wenn der Lebenstag zur Neige geht, und am Baum die Blätter gilben.

Aber Hans und Marei haben ihr Land von da an noch manches Jahr bebaut. Natürlich nicht nach den Regeln intensiver

²⁴ 1Jucharte = 3600m²

Bewirtschaftung. Dazu reichten die Kräfte nicht mehr. Wenn aber ein Junger, der eben von der Rütli kam, ihnen einen Vortrag hielt darüber, wie viel mehr aus diesem Heimet herauszuschlagen wäre, dann sagte Hans nur: "Muss niemand mich mein Heimet kennen lehren." Und Marei unterstützte ihn: "Man muss der Freude auch etwas rechnen; hätten wir in unserem Leben nur auf die Rendite geschaut, wir wären nicht so alt geworden auf unserem Gut." Und immer wieder blieb's beim Alten. Ich kam an die Universität. Hans und Marei bauerten immer noch. Schon neigten sich meine Studien dem Ende zu, da las ich einst, es war in den Herbstferien und ich arbeitete aufs Schlussexamen, da las ich im Anzeiger die Ausschreibung einer freiwilligen Landsteigerung. Und wie ich näher zusehe — ist's möglich? Hans und Marei halten Steigerung am nächsten Mittwochnachmittag von 14 Uhr an.

Und der Mittwoch kam. Meine Examensarbeit drängte. Aber an jenem Mittwoch konnte ich nicht arbeiten. Etwas zog mich hinüber ins Wirtshaus, ein Ich-weiss-nicht-was. Es war mir, als würde im Dorf einer vom gleichen Jahrgang beerdigt. Da musste ich auch dabei sein.

In einer stillen Zuschauerecke im Saal vom Wirtshaus hatte ich Gelegenheit, Hans und Marei zu beobachten. Sie haben's ja nicht zeigen wollen — aber wer sie kannte, der sah gar wohl, wie weh es ihnen tat. Schon als Marei mich grüsste, sagte es: "Gell, jetzt hat's sein müssen!" Hans aber sah mir nicht in die Augen. Jedesmal, wenn wieder eines der Stücke an einen Käufer übergang, wurden die beiden stiller. Es war keinem von ihnen gleichgültig, an wen die Matten und Äcker abgingen. Sagte der Weibel: "Und zum — Dritten — und Allerletzten!" dann schaute Hans sich jeweilen um nach dem neuen Besitzer und sah ihn an, wie eine Mutter den anschaut, dem sie ihr Kind anvertraut.

S' ist etwas Eigenes um dies Verwachsensein mit der Scholle, die uns von Kindesbeinen an trug und duldete und

nährte. Etwas, das zum Schönsten und Geheimnisvollsten gehört in den mannigfach verborgenen Freuden unseres Bauernlebens.

Am Abend nach jener Steigerung konnte ich lange nicht einschlafen. Ich grübelte dem Geheimnis jener seltsamen Liebe nach, die zwischen Mensch und Erde entstehen kann.

Waren nicht mir selber jene Äcker, obschon sie doch nicht mir gehörten, lieb? Und warum diese Liebe? Ich hatte darauf geschafft, und jedes einzelne Stück hatte für mich seine ganz besondere Vergangenheit und Geschichte.

Da war eine Matte am Berg droben, die "Haselmatt". Rings von Haselstauden umgeben. Wie manchem springenden Häselein haben wir da nachgeschaut beim Morgengrasen! Den Stauden entlang im feuchten Moos wuchsen die schönsten Erdbeeren. Vorn auf der Matte standen drei alte Apfelbäume. Sie trugen nie viel. Aber am mittleren wuchsen mildsaure, frühe Roggenäpfel. Die Sense durfte hier nie dünn gedengelt²⁵ sein, von wegen der harten Luzernen Stauden. Jenen Riemen mitten durch haben wir vor Jahren einmal aufgebrochen und dabei an einem Stein den Pflug verstreckt. Ja, der grosse wilde Fuchs²⁶ lief damals "vonderhand"²⁷, der mich mit seiner breiten Brust beim Wenden oft fast überrannte. Hans hat ihn dann dem Langenthal-Müller um achtundachtzig Napoleon verkauft. Hafer hat's zwei Jahre später auf der Haselmatt gegeben, so hoch und so mastig, wie man jenes Jahr weit und breit keinen sah. Der welsche Saisonarbeiter, der "Scholido", wie wir ihm sagten, hat ihn noch mähen helfen; der mit den nervigen Armen, der Mahden²⁸ schlug, dass es mir beim Aufheben immer ein wenig davor graute. Im Winter drauf ist dann ein Leidzirkular

²⁵ Schneide der Sense schärfen und härten durch hämmern.

²⁶ Fuchs farbiges Pferd

²⁷ Links im Gespann

²⁸ Beim Mähen mit der Sense (oder Sichel) formen sich längliche Haufen, die 'Mahden'.

gekommen und dabei ein Brieflein. "Scholido" könne jetzt nicht mehr in den Heuet und in die Ernte kommen; beim Holzfällen im Jura habe ihn eine stürzende Tanne mit dem Wipfel erfasst. Er sei auf der Stelle tot gewesen.

Eine andere Matte lag draussen auf der "Wytti", zu äusserst an der Gemeindemarkung. Es war ein langer, schmaler Riemen und hatte den seltsamen Namen "Hundsrügg"²⁹.

Auf dem unteren Drittel, der etwas breiter war als der obere Teil, stand eine grosse Erlenstaude. Ein gutes Erkenntniszeichen für ortsunkundige Mäher³⁰.

Wie oft haben wir den Schatten dieser Staude aufgesucht zum Mittagessen oder Zimmis³¹, und nachher einen Augenblick im kühlen Moos und in den mageren Schmalen ausgeruht und geplaudert! Dort haben einmal die Mäuse alles gefressen; ein andermal war's so nass, dass wir mit dem Heufuder stecken blieben und ausleerten. Einst, als wir dort mähten, schwebte gerade ein Flieger übers Aaretal. Der erste, den das damals siebzigjährige Marei sah. Und Anno 1914 liessen wir das Emd³² überhaupt ungemäht, weil der "Zug"³³ im Militärdienst war und die Matte gar weit weg...

So zog an jenem Abend nach der Steigerung Matte um Matte an meinem Geist und Gedächtnis vorüber. Und jede erzählte mir die Geschichte, die ich mit ihr erlebt, und immer noch dünkte mich, sie hätten noch lang nicht alles erzählt, bis ich schliesslich darob einschlief und von Hans und Marei träumte.

Damals ging mir das Geheimnis der Liebe zur Scholle auf. Ich musste mir sagen: Wie viel mehr haben Marei und Hans mit ihren Matten erlebt in den langen, langen Jahrzehnten,

²⁹ Hunderücken

³⁰ Gras bzw. Getreide Mäher – mit Sense oder Sichel

³¹ Zwischenverpflegung nachmittags

³² Zweiter Grasschnitt im Jahr

³³ Die beiden Pferde

da sie darauf arbeiteten! Jede dieser Matten könnte den beiden ein ganzes Buch erzählen.

Diese gemeinsame Geschichte ist's, die uns Menschen den Erdboden lieb macht. Auch die unwerteste Matte kann einem schliesslich werden wie ein Kamerad, mit dem man lebenslang Freud und Leid geteilt hat.

Bei solcher Erdverbundenheit und Schollentreue ist es freilich nötig und wichtig, dass wir nicht vergessen: "Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf lebt." (Psalm 24).

Marei ist heute gestorben. Hans aber, der zehn Jahre jüngere, lebt noch. Und er ist zur Stunde noch nicht getrennt von seinen Äckern. Immer noch geht er, wenn's das Wetter und die Gicht erlauben, am Sonntag über Feld, sucht sie auf, einen nach dem anderen, die Freunde seiner Jugend und grüsst sie, wie man Kameraden grüsst, und schüttelt etwa den Kopf und brummt etwas in seinen Bart hinein, wenn er darauf etwas entdeckt, das "nicht mehr ist wie damals".

Wie gütig ist der Schöpfer, der uns eine solch schöne Erde gab, uns zu ernähren und zu tragen! Und wie wenig denken wir oft an den Geber dieser Gabe!

Bewahrungen

Das Leben auf dem Bauernhof im Umgang mit Tieren, heute immer mehr mit Motoren und Maschinen, ist nicht gefahrlos. Das wusste Marei. Sie hatte eine Eigenheit: Jedesmal, wenn man vom Hof wegzufahren im Begriff war, stand sie herum. Und wenn die Pferde sich ins Geschirr legten und losfuhren, rief sie uns zu: "Hüü i Gotts Name!" Wie viel nötiger wäre dieser Zuruf heute, jedesmal, wenn man den Motor anspringen lässt und sich in den Strassenverkehr begibt. Aber nicht nur der Bauer, jeder Mensch lebt davon, dass die bewahrende Hand des Allmächtigen ihn vor Unfall schützt. Ich hörte einst einen Hochbau-Ingenieur, der bei Anlass seines 80.Geburtstags in seiner kurzen Tischrede sagte, er sei

in seiner Bautätigkeit wenigstens sechs Mal nachweisbar vor einem Unfalltod bewahrt worden. Bewahrungen erfahren wir alle, mehr als wir wissen. Auch mir wurden in meiner Bettlacher Zeit nachweisbar eine Anzahl Bewahrungen geschenkt.

Anno 1919, unmittelbar nach Kriegsende kauften wir vier Brüder gemeinsam ein Velo. Meine erste Ausfahrt übers Dorf hinaus war nach Biel. Es war ein Wagnis, denn ich fuhr noch nicht ganz sicher. Dort in der Seegegend draussen auf einem etwas schmalen Strässchen fing ich auf einmal an zu schwanken und prallte mit dem Vorderrad an ein altes Mütterchen. Wie leicht wäre da ein Schenkelhalsbruch oder sonst ein bleibender Schaden möglich gewesen. Aber es gab nur dem Milchkesseli, das sie trug, eine Beule. Ich entschuldigte mich sehr, bezahlte ihr einen Batzen für die Behebung des Schadens – und bekam keine Ohrfeige, kein Aufbegehren über die "heutige Jugend". So können Bewahrungen darin bestehen, dass wir nicht Schaden leiden, aber bedeutender ist eine Bewahrung, wenn wir Mitmenschen nicht schädigen. Überfahren werden auf der Autobahn ist schwer, aber einen Mitmenschen auf der Autobahn töten, ist schlimmer.

Ein Jahr später unternahmen unser drei Kantonsschüler eine Velotour durchs ganze Waadtland, Genfersee, Wallis, Berner-Oberland. In Turtmann übernachteten wir in einer Dorf-pinte³⁴. Nach Feierabend kamen vier Arbeiter in die Gaststube und fingen an zu jassen. Als wir am anderen Morgen um 4 Uhr weiterfuhren, war in der Gaststube noch Licht. Die vier jassten noch immer, stierten wie gebannt auf die Karten. Das gab uns zu denken. Es war dann zwischen dem Goms und Giersch. Wir stiessen unsere Räder strammen Schrittes bergwärts. Auf einmal ein Rasseln über uns im Gebüsch. Ein zweifäustiger Stein sauste herunter, mir exakt auf den

³⁴ Dorfrestraurant

Rucksack der vorn auf dem Guidon³⁵ angebunden war. Eine Sekunde, ein Bruchteil einer Sekunde, und der Stein hätte mir den Kopf zertrümmert. Hoch über der Strasse waren Holzfäller an der Arbeit, die ungewollt den Stein ins Rollen brachten.

Anno 1917 wurde ich schwer krank. Unser guter Hausarzt Dr. Chirard, der noch mit der Schesä³⁶ Hausbesuche machte, behandelte mich zwei Tage und drei Nächte. Die Schmerzen waren fürchterlich. Schliesslich fragte er mich, ob ich nicht lieber ins Spital wolle? Ich sagte ja. Mutter empfand es, als ob sie mich nicht gut genug gepflegt hätte. Man ging damals nur mit grösstem Zögern in ein Spital. Im Bürgerspital Solothurn kam ich dann in den grossen Männersaal, zusammen mit 23 anderen Patienten. Es war perforierter Blinddarm. Im Saal verging keine Nacht, ohne dass gestorben wurde. Da wurde durcheinander gebetet und geflucht, geweint und gelacht. Fünf Wochen lag ich dort. Ein Schwerarbeiter aus Broc im Freiburgischen lag neben mir. Er hatte ein amputiertes Bein. Wir wurden gute Kameraden spielten miteinander 'Nünistein' mit Stücklein Orangenschalen. Der eine hatte die rote, der andere die gelbe Seite der Schale nach oben. Jahre später belehrte mich ein Spezialarzt, als er die Narbe sah, wer in der Vorpenizillinzeit, also vor 1939/40 bei perforiertem Blinddarm davon kam, bei dem hätten Engel die Hand im Spiel gehabt. Fünf, maximal zehn Prozent seien damals davongekommen. Ich gehöre somit zu den Menschen, denen das Leben ein zweites Mal geschenkt worden sei.

Zigaretten

Es gibt noch Bewahrungen anderer Art. Während des Krieges gab es im Schülerkosthaus in Solothurn recht wenig zu essen. Das heisst, wir sechs, die gemeinsam am Tisch sassen, waren alle morgens zwischen 6h und 7h von zu Hause

³⁵ Lenker

³⁶ Vom französischen 'Chaise', Pferdekutsche

weggefahren, weil aus Spargründen so wenig Züge fuhren. So hatten wir am Mittag alle einen Wolfshunger. Der erste, zu dem die Platte kam, nahm fast die Hälfte, die anderen mussten den Rest unter sich teilen. Um den Hunger zu stillen, fingen wir an, nach dem Essen kräftig Zigaretten zu konsumieren. Nach einem halben Jahr war es mit dem Zigarettenrauchen so weit, dass mir Dr. Girard mit erhobenem Finger erklärte, wenn ich so weiterfahre mit Lüngelen³⁷, dann sei er bei mir um Herz und Lungen besorgt und gebe mir keine lange Lebenschance mehr. Ich *musste* aufhören. Aber wie? Oft, wenn es mir am Morgen übel war vom vielen Rauchen während dem Aufgabenmachen die Nacht vorher, warf ich den Rest der Zigaretten auf dem Weg zum Bahnhof hinunter ins Gras hinaus. Am Abend reute es mich dann und ich ging nachschauen, ob ich sie noch finde. Ich betete, ich schrie zu Gott, er möchte mich vom Kettenrauchen, von der RaucherKette befreien, damit ich am Leben bleibe. Es gab noch manchen Kampf. Auf Weihnachten hin blieb das Verlangen aus. Ohne die geringste Willensanstrengung musste ich nicht mehr. Bewahrung wurde zur Rettung. Engel hatten auch da die Hand im Spiel.

Gottes Bewahrungen können auch andere Gestalt annehmen. Sie sind sehr oft auch anders, als es unserem Wunschen denken entspricht, ganz ganz anders. Gottes Beauftragte, Gottes Engel, haben oft nicht Flügelein und Chruselköpfchen. Sie können auch Hände haben, die Ohrfeigen austeilen. Ich musste sieben Jahre ins Gymnasium der Kantonschule, musste viel lernen, machte in sechs Sprachen die Matur: In Deutsch, Französisch, Italienisch, Latein, Griechisch und Hebräisch. Oft hiess es in der Familie vorwurfsvoll: "Liesisch wieder"? "Jetzt liest dä wieder!"³⁸. Dann folgten acht Semester, vier Jahre, Theologie – an den Universitäten Bern, Zürich, Tübingen und Rom. Das war nach dem ersten

³⁷ Rauchen mit Lungenzügen

³⁸ Liest du wieder? Jetzt liest der wieder!

Weltkrieg in mancher Hinsicht eine harte, aber interessante Zeit. Es war und ist mir noch heute ein Rätsel, dass ich studieren durfte, während Mutter und Geschwister für mich in der Fabrik arbeiteten. In Rumänien sagte man uns vergangenen Oktober nicht ohne Stolz, bei ihnen könne heute jeder Bauernbub, jede Arbeitertochter studieren. Wir antworteten, bei uns sei das heute auch möglich. Damals war es schwer, aus einer nichtakademischen Familie den Weg zum Studium zu gehen. Der Staat Solothurn gab mir ein Vorschuss-Darlehen von 4'000Fr. für die fünf ersten Jahre zinslos. Als ich fürs erste Semester nach Bern fuhr, kaufte ich beim Bahnhof einen Stadtanzeiger. Dort war ein Zimmer mit Heizung für 25Fr. ausgeschrieben. "Für einen sauberen Arbeiter". He, dachte ich, Arbeiter bin ich auch und hoffentlich nicht un sauber. Das Zimmer war ein Fund, ein Glücksfall. Der Vater der vermietenden Familie war Fassküfer. Es kam vor, dass er seine flotte Frau verprügelte. Beim Morgen- und Nachtessen sah ich darauf, dass mit dem Maximum an Kalorien ein Minimum an Kostenaufwand verbunden war. Die Zimmerfrau kochte mir zum Frühstück und Abendessen je einen Liter Milch, die ich mit einem Stück Brot aufnahm. Kosten je 35 Rappen, zusammen 70 Rappen. Fürs Zubereiten verlangte sie nichts. Das Mittagessen nahm ich im Bärenhöfli. Es gab Menus à 60 oder 80 Rappen und 1 Fr. 20 Rappen. Meistens nahm ich das für 60 Rappen, ausnahmsweise das für 80 Rappen, zur Seltenheit einmal eines nicht für 1 Fr. 20, sondern dann deren zwei für 60, weil das mehr gab. Zwei Semester verbrachte ich im Ausland. Eins in Deutschland und eins in Italien. Dafür bekam ich ein Stipendium von je 400 Fr. Es war damals in beiden Ländern Inflation. So waren Reisen möglich. Im Sommer 1923 durchreisten wir ganz Deutschland bis München, Berlin, Hamburg, Ruhrgebiet, Frankfurt und Heidelberg. Geschlafen haben wir immer unterwegs im Eisenbahnwagen, um uns Hotelrechnungen zu ersparen.

Nach der Heimkehr aus Deutschland schrieb ich einen ausgedehnten Reisebericht unter dem Titel: "Ein fahrender Schüler, was er im Nachkriegsdeutschland sah, hörte und dachte". Die Solothurner-Zeitung nahm die Artikel auf für die Sonntagsausgabe. Von Mitte September 1923 bis Mitte März 1924 erschien in jeder Sonntagsnummer Woche für Woche ein Abschnitt in 28 Fortsetzungen. Ich befand mich damals in einer ernsthaften Glaubenskrise und fasste den Plan, nicht Pfarrer zu werden, sondern Schriftsteller und Journalist. Nach dem halben Jahr erwartete ich mit einiger Hochspannung die Abrechnung, das Honorar. Im Gespräch mit dem Herrn Chefredaktor vernahm ich, es sei für mich eine grosse Ehre gewesen, dass ich ein halbes Jahr habe schreiben dürfen. Obendrein eine günstige Vorschulung für meinen künftigen Journalistenberuf. Er gratuliere mir. Von Honorar kein Wort, keine Silbe. Dabei wusste der, dass ich nicht gerade Hungerstudent, aber doch in Geldknappheit war. Ach so? So geht das zu im Journalistenberuf. Es war eine zünftige Ohrfeige. Ich hatte sie nötig. In der Rückschau glaubte ich später, Gott habe sie mir gegeben, damit ich mich wieder der Theologie zuwende. Engel hatten wieder die Hand im Spiel. Engel können nicht nur streicheln, sondern auch ohrfeigen.

Abschied von Bettlach

Am eigentlichen Dorfleben konnte ich in der Gymnasial- und Studentenzeit nur noch selten teilnehmen. Wenn ich über die Dorfneuigkeiten auf dem Laufenden bleiben wollte, achtete ich immer darauf, dass ich in Bettlach beim Coiffeur-Manni die Haare schneiden liess. Dieser erzählte mir dann jeweilen die letzten Dorfneuigkeiten. Der Dorf Coiffeur weiss nicht ganz alles, aber er weiss Vieles.

Früher war meine Verbundenheit mit dem Dorf intensiver. Wenn etwas los war, sei es Mai Umzug oder Erster August, war ich immer dabei, wenn oft auch nur vom Strassenrand

aus. Wenn die Dorfmusik spielte, dann war es "unsere Musik". Wenn die Turner oder Schwinger an einem Wettkampf gut abschlossen und Kränze heimbrachten, die Musik sie am Bahnhof unten abholte, dann schritten wir vor der Musik her, wie wenn wir die Sieger wären und den Kranz auf dem Kopf tragen würden. Oder wenn der Waldrösli Chor ein Theaterstück aufführte, dann war man selbstverständlich mit im Kronensaal und klatschte kräftig mit. An den Tanzanlässen konnte ich leider nicht teilnehmen, weil das Drum und Dran zu teuer gekommen wäre. So lernte ich nicht tanzen.

Schwer traf uns alle nach dem Krieg der unerwartete Zusammenbruch der Wirtschaft und die damit verbundene Arbeitslosigkeit. Wir hatten das Gegenteil erwartet, weil durch den Krieg durch die Gefallenen so viele Arbeitsplätze frei geworden waren, und weil so viel Kaputtgemachtes wiederaufgebaut werden musste. Das werde einen Aufschwung der Wirtschaft und der Arbeit geben, waren wir überzeugt. – Doch erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt.

Damals wurde die Auswanderungswelle ausgelöst, die in Bettlach ganz besonders hohe Wellen schlug. Wingeier Sämu vom Paradieshof war anno 1919 der erste, der es wagte, in die USA auszuwandern. Er war eine Art Bahnbrecher für andere. Manche Bettlacher fanden dann bei Sämu ein erstes Absteigequartier, bis sie drüben Arbeit fanden, was übrigens auch gar nicht so einfach war, wie wir es uns vorstellten. Vier meiner Geschwister waren dabei, Schwester Martha, die Brüder Hans, Ernst und Paul. – Hans und Ernst, leben noch in Amerika, Martha inzwischen wieder in der Schweiz. Und Paul ist im Zweiten Weltkrieg verschollen. Wir haben nie mehr etwas erfahren von ihm. – Sie und manch andere ertrugen es nicht, in Bettlach arbeitslos zu sein. Anno 1921 im Juni gingen deren Fünfe miteinander hinüber: Chäsermaa Marieli, Meier Berthi, Lüthi Marthi,

Hugi Leggu und Lüthi Paul. Auf einem Brügiwagen³⁹ fuhren sie mit ihrem Gepäck nach Grenchen-Nord. Auf Wunsch von Wingeier Sämu nahm Marthi zwei gedrehte Geisselstücken mit hinüber als Geschenk für ihn. Am Zoll habe es Stempereien⁴⁰ gegeben. Die Beamten hätten nicht gewusst, was das war und hätten der Sache nicht ganz getraut. Beim Abschiedsfest im Kronensaal sangen wir ein selbergemachtes Liedlein: 'Abschied von Bettlach'. Darin malten wir uns mit etwas viel Fantasie den Verlauf der Überfahrt und die Ankunft drüben aus. Es lautet:

Feuf Bettlecher uf der Amerika-Reis. Am 15.Juni 1921.

Ig wott-ech hüt es paar Värslü brummle,
Vo dene, wo wei nach Amerika bummle.
S'sy alli so lustig und so froh
Wartet nume, es wird no andersch cho.

Ig möcht se de gseh i 14 Tage!
Do föh sy de langsam afoh chlage.
"Muess göögge", seit der Lüthi Paul.
Seit eis nach em angere "Ig mues au".

Do hange si übers Gländer use
Im Kapitän fohts afoh gruuse.
Ei lueget mer au die Bettlecher a!
Und die wei nach Amerika?!

S'Berthi Meier stöhnt: "Wäri nume deheime"
Und s'Marie tuet vom Hänsu träume.
Und s'Marthi lischpelet ganz lieseli:
"I paarne Tage gsehn-i der Iseli."

Ufem Schiff isch so ne Franzoseschnöre
Tuet z'obe d' Gescht am Schloofe schtöre.
Är brüelet mängisch wie ne Stier

³⁹ Damals mit Pferden, später mit Traktoren gezogener Wagen mit einer Ladefläche aus Holz, der sogenannten 'Brügi'.

⁴⁰ Schwierigkeiten

Es hassen-en alli Passagier.

Do einisch het är mit em Leggu z'chäre
Doch dä macht churz mit deren Affäre:
Er git em d'Hang und zieht ne churz
Der Anger macht e grüslige Sturz.

Der Leggu seit - und muess lut lache -
Do g'sehsch wie's d'Schwyzler i der Frömde mache.
Wotsch jetz no wüsse wär i by
Dänk, s'sig der Leggu vo Bettle gsy.

Der Gmeinrot vo Amerika,
Het g'hört, es chöme füf Bettlecher a.
Do lot er d'Musig lo ufmarschiere
Die muess se dür New York düre führe.

Dr Iseli blost ne blächigi Düüte
Dr Lüthi Hans tuet mit de Glogge lüüte
Dr Mängise Sepp chlopft ufene Trämu
dirigiere tuet der Wingeier Sämu.

An der ersten Weihnachtsfeier der Sonntagsschule nach dem
Abschied jener fünf Auswanderer sagte der Fritzi Chäser-
maa, das Brüderchen vom Chäsermaa Marieli, einer der
Amerika-Bettlacherinnen folgendes Gedichtchen auf:

Ig b dr Fritzi Chäserma,
Ha mängisch Längizyt:
Ha no ne grossi Schweschter gha
Die isch jetz in Amerika
Und das isch ziemli wit.

Doch hienächt dänk'ig nit do dra.
S'git dört ou Wiehnechtsbäum
Si hei ja in Amerika
Hüt z'Obe gwüss auch Wiehnecht g'ha,
Grad wie bi üs deheim.

Erfahrungen eines Gemeindepfarrers

Einleitung:

Wie und warum bin ich Pfarrer geworden?

Ich stelle diese persönliche Frage ins Licht und unter den Schutz der Worte aus dem 139. Psalm:

"Herr, du erforschest mich und kennst mich. Ich sitze oder stehe auf, so weisst du es. Du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, dass du es nicht wissest. Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar, zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.

Gott hat Kenntnis vom Einzelnen. Wir sind für Gott nicht eine anonyme Menschheit, Sand am Meer, ein Ameisenhaufen oder Computer Nummern. Gott nimmt Notiz vom Einzelnen, bis in die kleinsten Details. Er weiss, ob ich sitze oder stehe. Ob ich Weg und Steg gebrauchen kann oder liegen muss. Gott beachtet, was wir reden. Ja, noch bevor ein Wort Wort wird, wenn es noch als Gedanke oder Gefühl in mir verborgen ist, weiss es Gott schon. "Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir." Beim Einsteigen in ein Taxi stand dieses Wort, auf einem unscheinbaren Klebstreifen ums Lenkrad gewickelt. Nicht nur der Taxichauffeur, jeder Beruf, auch und erst recht der Pfarrer ist auf Schutz und Bewahrung angewiesen. Das ist das Eine, das ich sagen darf: Der Gott, der vom Einzelnen Notiz nimmt, der jedes von uns kennt, hat seltsamerweise auch mich gekannt.

Das ist ein Trost. Es könnte aber auch unangenehm sein, derart sein Leben lang unter Kontrolle zu stehen, indem Gott

uns auf den Mund und auf die Finger schaut. Der Mann des 139. Psalms weiss das auch und gibt es offen und ehrlich zu, dass es Situationen gab in seinem Leben, da er sich überlegte, wie er sich Gottes Führung und Kontrolle entziehen, wie er vor Gott fliehen könnte:

"Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich in die Hölle, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich auch da deine Hand führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich, Finsternis möge mich decken, so muss auch die Nacht Licht um mich sein; denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir".

Ob hinauf oder hinab, himmelwärts oder in die Hölle, ob in den Osten, Westen, Süden oder Norden, es ist nun einmal kein Ort denkbar, wo Gott nicht wäre. D.h., Fluchtversuch vor Gott gelingt nicht. Und wir sagen, gottlob gelingt er uns nicht. Das ist das Zweite, was ich im Rückblick auch auf mein Leben feststellen darf und warum ich Pfarrer wurde: Die Flucht vor Gott gelang mir nicht. Gottlob nicht. Es gibt nur eine Flucht, die gelingen kann: Zuflucht! "Unser Gott, du bist unsere Zuflucht...".

Und nun noch ein Drittes: Gott kennt uns, bevor wir uns selber kennen, bevor unsere Eltern uns kennen:

"Du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleib. Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin: wunderbar sind deine Werke, das erkennt meine Seele wohl. Es war dir mein Gebein nicht verborgen, als ich im Verborgenen gemacht ward, als ich gebildet ward unten auf der Erde. Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereit war, und alle meine Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, als derselben noch keiner da war".

Bevor wir in die Geburtsregister auf Erden eingetragen

werden, sind wir schon bei Gott eingeschrieben. Ein Menschenleben ist somit nicht das Produkt eines blinden Zufalls. Hinter jedem Menschendasein steht die verborgene, jenseitige, göttliche Planung. Gott hat seinen Plan mit jedem von uns. Auch mit mir. Was jeder von seinem Beruf und Leben sagen darf, gilt auch von mir: Gott kennt mich, Gott liess mir die Flucht, trotz meiner vielen Fluchtversuche, nicht gelingen. Und Gott hat einen Plan mit uns allen, auch mit mir.

Vorbereitung

Am 1. Oktober 1925, nach dem Ersten Weltkrieg, wurde ich Pfarrer. Warum und wie ist mir unbegreiflich. Von meiner Herkunft lässt sich diese Berufswahl niemals herleiten. Im Gegenteil, es war menschlich gesprochen rein unmöglich, dass ich hätte studieren können. Mein Grossvater väterlicherseits, Isaak Lüthi, war Bauernknecht in Lützelflüh. Er war noch Konfirmand von Jeremias Gotthelf. Das Einzige, was er von ihm erzählte, war, er sei ein strenger Herr gewesen und habe am Morgen in der Unterweisung die Tageszeitung gelesen. Aber man habe aufpassen müssen, der habe durch die Zeitung hindurchgeschaut.

Mein Vater, Jakob Lüthi, Dorfkäser von Beruf, starb 39-jährig, am 9. Januar 1905 von sechs Kindern weg, das älteste 11-jährig, das jüngste 3 Monate alt. Ich hatte eben den 4. Geburtstag hinter mir. An den lieben Verstorbenen sind mir einige, vor allem liebe und freundliche Erinnerungen geblieben – wir sehen daran, was einem Kind Eindruck macht: Zum Beispiel wenn er vor der Käserei mit Käseresten die Tauben fütterte, die um ihn herflogen. Wenn er aus dem Keller heraufkam, mit einem Stück Käse, und mir im Vorbeigehen ein Stücklein davon schenkte. Wenn er mit dem Fahrrad von einem Geschäftsunternehmen heimzu kam, ich ihm entgegenlief, stieg er jeweilen vom Rad und nahm mich die letzten 10 Meter noch mit aufs Rad. Wenn er an Sonntagnachmittagen mit der Mutter vor dem Haus sass und einmal

ein wenig Ruhe genoss und uns zuschaute, wie wir auf der Strasse miteinander spielten – das konnte man damals noch auf Dorfstrassen, spielen. - Durch die Eltern beachtet sein beim Spielen, schon das ist eine grosse Wohltat für Kinder, von den Eltern gesehen sein. - Und dann, wie er oben am Mittagstisch sass, rechts und links ein Knecht, dann die Mutter mit uns sechs Kindern. Der Vater, die Hände gefaltet, die Stirne darauf gestützt, das Unser-Vater betend. Das sind einige Erinnerungen des 4-jährigen.

Etwas, offenbar charakteristisches, pflegte uns die Mutter von ihm zu erzählen. Sie half ihm oft in der Käserei. Einmal habe sie 200 Butterstücklein modelliert. Die Kontrollwaage zeigte dann an, dass sie aus irgendeinem Grund 3 Gramm untergewichtig waren. Ach 3g, was ist das schon, das merkt doch die Kundschaft nicht. Der Vater aber knetete sie alle zusammen und begann das Modellieren noch einmal von Anfang an.

Nach dem Tod des Vaters begleite ich die Mutter Jahre hindurch an Sonntagnachmittagen aufs Grab, wo sie weinend den Blumenschmuck ordnete.

Der frühe Verlust des Vaters war für die Familie ein schwerer Schlag. Seltsamerweise äusserte sich die Mutter später einmal, wir wären, dank der beruflichen Tüchtigkeit des Vaters wahrscheinlich reiche Leute geworden. Davor habe uns Gott wohl bewahren wollen. Wir mussten aus der Käserei ausziehen, in eine Dreizimmerwohnung. Ein Zimmerchen mit zwei Doppelbetten für uns vier Brüder, eins für Mutter und die zwei Schwestern, und ein Wohnzimmerchen, für den Empfang von Besuch.

Nachdem wir aus der Käserei ausziehen mussten, eröffnete die Mutter im Bauern- und Fabrikdorf ein kleines Kochgeschirr Lädenlein, das sehr gut lief und florierete, denn das ganze Dorf kannte sie, sowohl die Bauern als auch die Fabrikarbeiter. Man kannte sie. Nach einem Jahr erklärte ihr der

Lieferant, er dürfe ihr das Geschirr nicht mehr liefern. – Warum? Der Gemeindepräsident hatte auch ein Geschäft und verkaufte auch Geschirr. Er hatte den Lieferanten vor die Wahl gestellt: Entweder belieferst du die oder mich. Und der hat dann natürlich den älteren Kunden gewählt. – der Gemeindepräsident war auch Präsident der Witwen- und Waisen-Kommission.

Mutter arbeitete von jetzt an als Heimarbeiterin für die Uhrenfabrik. Die Geschwister erlernten Berufe. Der eine arbeitete als Käser, zwei als Mechaniker und die Schwestern als Bürohilfen - auch in der Uhrenfabrik.

Drei Erlebnisse beeinflussten unter anderem meine Jugend. Der Bauernhof, die Fabrik und das Spital.

Zunächst der Bauernhof

Als Käserfrau in unserem Bauern- und Uhrenfabrikdorf sah die Mutter die vielen Kinder, deren beide Eltern in die Fabrik gehen mussten, sich im Dorf herumtreiben. Das wollte sie uns nach Verlassen der Käserei ersparen. Darum suchte sie für jedes von uns einen guten Bauern, bei dem wir in der Zwischenschulzeit und in den Ferien arbeiten durften - um ein Löhnchen. Ich mag mich an meinen ersten Lohn erinnern: Es waren 50 Rappen. Mein Bauer war kinderlos, und ausserordentlich grosszügig mir gegenüber. Früh schon anvertraute er mir die Pferde. Allerdings mit der Anweisung: "Wenn du mit den Pferden auf die Landstrasse kommst und für den Fall es *käme* ein Auto, musst du sofort absteigen und die Pferde halten." In der Voraspphaltzeit gab es nämlich eine Staubwolke, wenn ein Auto vorbeiführ.

Beim Obstpflücken durfte ich die höchsten Leitern besteigen. Auch dazu ein Erlebnis: Einmal gab es wenig Kirschen und sie waren sehr teuer. Bevor wir zum Pflücken gingen, schickt mich der Bauer, ein Päcklein Zigarren zu holen und bietet dem 13-jährigen eine Zigarre an – für mich damals unbegreiflich. Warum, merkte ich erst auf der Leiter: Damit ich

nicht zu viel esse, sondern die Stumpen rauchte. – Das ist Bauernschlauheit! Er liess mich unter die Kühe zum Melken. Lauter Spitzenerlebnisse. So bekam ich Einblick in die Landwirtschaft, in dasjenige Gebiet, in dem wie kaum an einem anderen Ort der Umgang mit Werkzeug, Maschine, Pflanze, Tier und Mitmenschen alles beieinander ist.

Dann die Fabrik

Jemand musste jede Woche einige Male, weil Mutter Heimarbeiterin war, zum Holen oder zum Abliefern von Arbeit in die Fabrik. Und das musste ich sehr oft. Unvergesslich ist mir der Einblick in die langen Reihen von Werkbänken und Tischen, an denen Frauen und Töchter sassen, sehr oft zum Arbeiten Lieder singend, nostalgische Lieder wie 'Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr' usw. Um neun und sechzehn Uhr stellten die Männer für eine Viertelstunde die Maschinen ab, zum gemütlichen Einnehmen eines Imbisses. Als dann später der freie Samstagnachmittag eingeführt wurde. Ich arbeitete beim Bauer, und als die Arbeiter am Samstagnachmittag vorbeispazierten, fluchten wir über diese Faulenzer. Aber als dieser freie Samstagnachmittag eingeführt war, wurde die Imbisspause abgeschafft und das Singen – verboten. – Konzentrierung der Arbeit!

Im Jahre 1918, während der Grippezeit, durfte ich als Gymnasiast, weil es krankheitshalber viel leere Plätze gab, ausnahmsweise als Schüler drei Monate im Fabriksaal an einer Stanze arbeiten - und war nicht wenig enttäuscht über das unkameradschaftliche Klima im Saal, das gegenseitige Rivalisieren und das Liebedienern den Vorgesetzten gegenüber. Ich hätte mir das viel idealer vorgestellt. Mich empfangen sie mit Hohn und Spott: Was will jetzt dieses Schülerlein bei uns! Und ich wurde böse und fing an zu krampfen und – brach ich ihnen den Akkord.

Ein drittes Jugenderlebnis wurde das Spital

Als Schüler wurde ich 1917 ins Kantonsspital eingeliefert,

nachdem der Arzt vier Tage gewartet hatte und mich schliesslich fragte, ob ich nicht lieber ins Spital gehen wolle. Ich sagte ja. Die Mutter war beleidigt, weil sie dachte, sie habe mich zu wenig gut gepflegt. Ich hatte dann einen geplatzten Blinddarm und lag fünf Wochen im grossen Männersaal mit 23 Mitpatienten zusammen. Da wurde gelacht und geweint, geflucht und gebetet, und keine Nacht verging, ohne dass gestorben wurde. Perforierter Blinddarm war in der Vorpenizillinzeit unheilbar. Fünf Prozent überlebten. Seltsam! – Ich gehöre zu den fünf Prozent.

Und nun durfte ich, menschlich gesprochen absolut unerklärbar, nach sechs Jahren Primarschule und nach sieben Jahren Gymnasium, an den Universitäten Bern, Tübingen, Zürich und bei den Waldensern in Rom 4 Jahre lang Theologie studieren, im Ganzen siebzehn Schuljahre. Dank der Grosszügigkeit meiner Angehörigen, die für mich in die Fabrik gingen. Dank zweier Auslandstipendien – es war damals Inflationszeit, mit 300 Franken war ich in Tübingen Millionär. Auch die italienische Lire war tief. Das ist der Grund, warum ich damals Auslandsemester machte. Dank einem Darlehen von 4'000 Franken, auf fünf Jahre unverzinslich durch die Erziehungsdirektion des Kantons Solothurn. So wurde es finanziell möglich.

Sparsamkeit war allerdings dabei grossgeschrieben. Im Volksrestaurant gab es Mittagessen für 60 Rappen bis zu 1 Fr.20. Wenn ich mir ausnahmsweise einmal eins für 1 Fr.20 leistete, dann nahm ich zwei für sechzig, weil das ein klein wenig mehr war als eins zu 1.20. Im Stadtanzeiger war ein Zimmer ausgeschrieben mit der Bemerkung: "Für einen sauberen Arbeiter". Ich bewarb mich darum, kam an, und erhielt nebenbei Einblick in eine, durch Alkoholsucht des Mannes gefährdete Ehe und Familie.

Hautnah und schmerzlich erlebte ich von Jugend an die Nöte der Arbeiterschaft, das soziale Problem. Wenn ich als Kind den Leuten im Dorf zuhörte, die über die 'Roten' oder über

die "Schwarzen" fluchten, dann meinte ich lange Zeit, es handle sich um eine besonders böse Sorte von Hunden. Erst allmählich merkte ich, dass die 'Roten' die Sozialisten waren und die 'Schwarzen' die Katholischkonservativen. Im Jahr 1912 erschütterte eine Aussperrung – Streik von oben! –, eine dreimonatige Schliessung der Uhrenfabrik das ganze Dorf. Anno 1918 der Generalstreik. Am Generalstreik Nachmittag sandte die Mutter meinen jüngeren Bruder und mich in den Garten zum Jäten. In der Nachbargemeinde gab es Tote. Mein jüngerer Bruder war weg gegangen in die Nachbargemeinde. Er kam bleich zurück, es sei einer neben ihm getroffen worden.

Die Wirtschaftskrise nach dem ersten Weltkrieg nötigte von den 1'500 Einwohnern des Dorfes deren 154, die zwischen 1920 und 1930 nach USA auswanderten. Darunter vier meiner Geschwister. Zwei ältere Brüder leben noch drüben. Der Jüngste ist während dem Zweiten Weltkrieg verschollen, spurlos. Wir wissen nichts von ihm.

Auf die Frage der Mutter, ob wir zwei in der Schweiz gebliebenen Kinder jetzt nicht auch nach USA auswandern wollten, musste ich nein sagen. Was mir damals zu Bedenken Anlass gab, war die freikirchliche Struktur der Gemeinden in USA. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich vor einer Gemeinde predigen sollte, wissend darum, dass dieses vor mir sitzende Gemeindeglied so viel, jenes so wenig oder so viel an meine Entlohnung bezahlte.

Warum ich damals überhaupt die Theologie als Fach und den Pfarrerberuf wählte? Diese Berufswahl war ein über Jahre andauernder, schwerer Kampf. Mein Glaube war in mancherlei Krisen hineingeraten, Krisen und Anfechtungen ausgeliefert.

Als Kleinkind besuchte ich die katholische Kleinkinderschule im Dorf. Da durfte ich im Weihnachtsspiel den Josef spielen. Wenn ich ein Mädchen gewesen wäre, hätte ich als

Evangelischer kaum die Maria spielen dürfen. – Es nahm mich damals immer wunder, ob die Schwester, die Nonne unter ihrer Haube auch Haare habe?

Weil es in unserem Dorf damals keine evangelische Kirche gab mussten wir Fünfviertelstunden weit zu Fuss in ein evangelisches Dorf zur Predigt gehend. Ich mag mich an meinen ersten Predigtbesuch erinnern. Von dem, was der Pfarrer sagte, verstand ich nichts. Während der ganzen Predigt fürchtete ich, der Pfarrer, ein hoher Herr auf einer kleinen Kanzel, könnte herunterfallen.

Ich habe das später oft gedacht, man könnte herunterfallen von der Kanzel. – Aber, wenn ich von der Predigt auch nichts verstand, dass die Mutter an einem Sonntagmorgen Fünfviertelstunden hin und zurück zu Fuss ging, hinterliess bei mir den Eindruck, eine Predigt müsse eine sehr wichtige Sache sein. Das blieb!

Die ersten zwei Schuljahre verbrachte ich dann bei einer Patin in einem evangelischen Dorf. Es war ein altes Schulhaus ohne elektrische Beleuchtung. Darum konnte die Lehrerin im Winter die erste Stunde nichts mit uns unternehmen, was die Augen brauchte, weshalb sie uns jeden Morgen eine biblische Geschichte erzählte. Und sie tat das so geistbeeinflusst, dass in ganz bestimmt in jenen zwei Jahren bei mir der Grund gelegt wurde zum Interesse für die Heilige Schrift, der Grund fürs Vertrauen zur Bibel.

Im Konfirmandenalter kam ich in eine, ein Jahrzehnt andauernde Glaubensnot. Von der Konfirmation blieb mir nur in Erinnerung, dass ich an diesem Tag zum ersten Mal einen Hut und ein weisses Hemd trug. Mein Konfirmandenspruch lautete: "In uns ist nicht Kraft, wir wissen nicht, was wir tun sollen, unsere Augen sehen nach dir" 2.Chronik 20,12. – Ich meinte, der Pfarrer gebe mir mit diesem Spruch eine Leistungsnote und wurde wütend in der Annahme, der Pfarrer sehe mich an als einen Versager, der nichts kann und nichts

weiss, nicht weiss, was er will. Den Spruch versorgte ich wütend im Estrich.

Im Gymnasium wurde dann die christliche Glaubensbasis immer mehr überdeckt durch den Deutschen Idealismus. Die Apostel und Propheten wurden verdrängt durch die Dichter und Denker. Goethe und Schiller waren unsere Evangelisten.

An der Theologischen Fakultät in Bern dominierte damals der Liberalismus. Es gab zwei extrem liberale Fakultäten: Bern und Leiden in den Niederlanden. So kam ich auch da immer weiter vom Glauben weg. Von da an begann ein Ringen um die Frage, ob ich immer noch Pfarrer werden wolle, oder ob ich auf Germanistik hinüberwechseln solle, um Deutschlehrer oder Journalist zu werden. Gottes verborgener Plan verhinderte diesen meinen Fluchtversuch. Über mein Deutschlandsemester schrieb ich damals in eine liberale Schweizer-Zeitung in der Wochenendausgabe für 29 Sonntagsnummern Artikel über das Thema: "Ein fahrender Schüler, was er in Deutschen Landen sah, hörte und dachte". Ich war stolz darüber, endlich mein Brot selber verdienen zu können. Ich war durch diesen Erfolg bereits entschlossen zum Journalismus. Ich hoffte auf ein entsprechendes Honorar als Beitrag zu den Studienkosten. Der Chefredaktor gratulierte mir. Er habe mir Gelegenheit gegeben zu einer wertvollen Schnupperlehre für meinen künftigen Journalistenberuf. Honorar gebe er keines. Das war die Ohrfeige, die nicht der Zeitungsboss mir verabfolgte, sondern jene verborgene Hand, die meinen Fluchtversuch verhinderte. Nun fing ich endlich an, Theologie zu studieren. In Zürich lernte ich durch Leonhard Ragaz und Hermann Kutter die beiden Blumhardt kennen. Aus den Berichten aus Möttlingen und Bad Boll wurde mir endlich klar, dass die biblischen Wunder nicht Märchen sind, sondern reale, gottgewirkte Eingriffe, die sich auch im Europa des Zwanzigsten Jahrhunderts in nächster Nähe ereignen können. Mit dem Rest an

Taschengeld, 16 Fr.30, stand ich am Schluss des Zürcher Semesters vor einer Evangelischen Buchhandlung und sah das Buch des Halbverrückten, den meine liberalen Lehrer nach Noten widerlegt, belächelt und verspottet hatten. Ich kaufte das Buch des Halbverrückten. Es war Karl Barth's Römerbrief. Nach Hause zurückgekehrt war Mutter krank. Ich pflegte sie drei Wochen, las Barth's Römerbrief – und wurde endlich Pfarrer. So kann Gottes Plan unsere Fluchtversuche verhindern. Es gibt im Verhältnis zu Gott eben nur eine Flucht, die gelingen darf, Gott Lob, und das ist die Zuflucht: "Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für und für".

I Vinelz

Am 1. Oktober 1925 wurde ich Pfarrer in zwei kleinen Bauern- und Fischerdörfern am oberen Bielersee. Es gab damals an der Fakultät in Bern noch kein Lernvikariat. Man kam praktisch unvorbereitet in die Gemeindegarbeit. Ich war entschlossen, die Gemeinde so zu übernehmen, wie sie war, ohne zunächst etwas ändern zu wollen. Wenn etwas anders werden sollte, was zu hoffen war, dann mochte es unterm Einfluss des Wortes geschehen, und nicht, weil ich nun da war. Ich liess mir vom Sigrist den gebräuchlichen Vorgang der Gottesdienste, der Taufhandlung und der Abendmahlsfeier genau erklären. Dieser Sigrist, ein Original, ein alter Mann, der vor mir schon sechs Pfarrer erlebt hatte, setzte mich genau ins Bild. Am Schluss des Gespräches legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: "Ja, Herr Pfaarer, dihr syt jetz der Siebet ungermer."⁴¹ Diese sechs Jahre Gemeinschaft mit einer Bauernbevölkerung sind mir unvergesslich. Als junger Mann mit noch wenig Lebenserfahrung hatte ich einen geheimen Respekt vor den erfahrenen Gemeindegliedern. Immer wieder hatte ich dabei Gelegenheit, über die reife Lebensweisheit dieser Männer und Frauen zu

⁴¹ "Ja, Herr Pfarrer, Sie sind jetzt der Siebente unter mir."

staunen. Z.B. wenn man übers Wetter klagte. Ich klagte einmal im Sommer einem Bauern, es sei so heiss. Und der antwortete mir: "Ja, Herr Pfarrer, es war den ganzen Winter nie so heiss." Und wenn man sonst übers Wetter klagte, konnten sie einem entgegenhalten: "S'Wätter zahlt sech gäng."⁴² Auf drei Jahre verteilt gleicht es sich aus. – Eine alte Bäuerin äusserte sich über eine Ehe, die auseinanderzubrechen drohte: "Das war eine Mitleidheirat. Mitleiheiraten sind gefährdet." Es ist in der Tat problematisch, einen Menschen aus Mitleid zu heiraten, in der Hoffnung, man könne ihn dann ändern. Das ist gefährlich.

Oft sagte ich mir damals im Stillen, der Mensch habe zwei Augen, zwei Ohren und nur einen Mund. Darum müsse man zweimal so viel beobachten, zweimal so viel zuhören wie reden. So machte ich mir das Beobachten und das Zuhören zur Pflicht und erst an dritter Stelle das Reden. Darum machte ich Hausbesuche, sooft es ihre Arbeit in Feld und Stall erlaubte. Hörte zu, was die Leute aus ihrer Lebenserfahrung erzählten. Gleichzeitig vertiefte ich mich in die Heilige Schrift, jetzt, wo das Studium hinter mir war. Und dann versuchte ich – bei Krankenbesuchen, in den langen Winterabend-Zusammenkünften uns in den Sonntagspredigten – das, was ich aus der Bibel glaubend sah und hörte, mit dem zusammen zu bringen, was es im Leben der Dorfbewohner täglich zu sehen und zu hören gab. So wurde schon damals Predigt, verbunden mit Seelsorge, mein Hauptanliegen. Wenn ich später einmal eine Zeitlang nicht Hausbesuche machen konnte, wurden die Predigten theoretisch.

Dabei fehlte es natürlich auch nicht an Problemen und an Anfechtungen. Deren vier seien wenigstens kurz erwähnt:

1. Ich bin kein Redner. Ja, ich hütete mich, ein Redner zu werden. Denn "was aus dem Ärmel geschüttelt ist, ist immer ärmlich", Schönrednerei. Darum bereitete ich die Predigt

⁴² Das Wetter zahlt sich immer

schriftlich vor und las sie der Gemeinde am Sonntagmorgen Satz für Satz vor, wortwörtlich.

Einmal hatte ich dann Besuch eines älteren erfahrenen lieben Amtsbruders. Im Gespräch fragte er mich so nebenbei, ob ich die Predigt ablese? Und als ich bejahte, wechselte er plötzlich das Thema: Es gebe in der Schweiz gegen Tierquälerei einen Tierschutzverein. Ein Pfarrer aber, der an Sonntagen müden Bauern eine Predigt ablese, treibe Schlimmeres als Tierquälerei, das sei Menschenquälerei. Von da an gab ich mir Mühe, die Predigt auswendig zu lernen. Anfänglich musste ich so mit der Predigt bereits am Mittwoch fertig sein, um sie dann bis zum Sonntag noch auswendig zu lernen. Aber das Auswendiglernen wurde zur Technik, so dass ich in den letzten Jahrzehnten, wenn ich am Samstagabend beim Nachtessen sagen konnte, ich habe das 'Amen' geschrieben, die Predigt bis Mitternacht memorierte und dann ab 5Uhr morgens noch einmal.

2. Ein anderes Problem beschäftigte mich. Paulus schreibt den Christen in Korinth: "Ich zähme meinen Leib, dass ich nicht andern predige und selbst verwerflich sei" (1.Korinther 9,27). Das heisst, ***selber tun, was man von anderen verlangt***. Das ist rascher gesagt als getan. Das ging mir eines Tages auf. In der Gegend, am Ufer des Sees, wuchs ein kräftiger Weisswein. So gab es im Dorf einige Familienväter, die zu tief ins Weinglas schauten und Gefahr liefen, langsam aber sicher zugrunde zu gehen. Der Gemeindepräsident, aus Angst vor Gemeindegeldern, gab mir einen Wink, mich der Gefährdeten doch anzunehmen. Mein Gott, was konnte ich junger Mann diesen Familienvätern vormachen. Nach langem Zögern sah ich mich innerlich genötigt, vorab selber zu tun, was ich ihnen zu raten versuchte und von ihnen erwartete - und wurde Abstinenzler. So kann das Predigen dazu führen, Konsequenzen zu ziehen, ob sie einem passen oder nicht. Es passte in der Gemeinde nicht allen. Wenn ich Besuche machte, war der erste Gang der Mutter immer in den

Keller hinunter, ein Glas zu holen für den Herrn Pfarrer. Als ich zum ersten Mal als Abstinente einen Hausbesuch machte, war die Frau am Kartoffeln schälen. Als sie hingehen wollte um Wein zu holen, sagte ich ihr, ich sei jetzt Abstinente. Da schmetterte sie das Messer auf den Tisch und sagte: "Was soll man Ihnen noch aufstellen, wenn Sie das Beste, was wir haben, nicht wollen." So kann man in Konflikt geraten.

3. *Der Kirchenbesuch.* Auf den Predigtmanuskripten der ersten Zeit waren mit Bleistift immer zwei Zahlen hingeschrieben. Einmal 25 und 11, ein andermal 19 und 7, 13 und 5 – die Anzahl der Frauen und Männer in der Predigt. In meiner Not besuchte ich einen älteren Kollegen, Herrmann Kutter. Nach aufmerksamem Zuhören lautete sein Rat: "Glaube, was du sagst, und ich garantiere dir, dass das eine Wirkung haben wird aufs ganze Dorf, auch auf diejenigen, die nicht zur Predigt kommen, ja, bis in die Umgebung, bis ans Ende der Welt. Aber, höre auf zu zählen. – Als ich dann später nach dem Zweiten Weltkrieg durch von Thadden-Trieglaff eingeladen wurde zu den Kirchentagen, wo ich schliesslich an insgesamt sieben Kirchentagen die Bibelarbeiten halten durfte, da dachte ich oft an dieses Wort: Zähle sie nicht mehr, aber glaube, was du sagst – es wird bis an die Enden der Erde reichen! Und als letztthin drei der letzten Predigtbände ins Japanische übersetzt wurden, erinnerte ich mich an diesen weisen Rat. Glaube, was du sagst. Zähle sie nicht mehr und die Wirkung wird sein bis an die Enden der Welt.

4. *Ein weiteres Problem war die Gattenwahl.* Ich war ledig, zusammen mit meiner Mutter. Das Abstottern der Studiensschulden hinderte mich drei Jahre am Heiraten. Und nun meldete sich das Problem. Ein Pfarrer ist kein Privatmann. Er kann nicht eine Lebensgefährtin wählen, die nur ihm persönlich zusagt, er muss eine Pfarrfrau bekommen, die ihm im Amt kein Hindernis, sondern behilflich ist. Wie vorgehen? Ich erfuhr später, dass ich im Dorf schon lange verheiratet war. An einem Examensessen im Schulhaus traf es sich,

dass ich neben einen Gast zu sitzen kam, eine miteingeladene Lehrerin aus der Nachbargemeinde. Im Gespräch ergab es sich, dass sie sich mit ähnlicher Lektüre beschäftigte wie ich. Durch Drittpersonen vernahm ich, dass sie in ihrer Gemeinde Sonntagsschule hielt und einen Blaukreuz-Hoffnungsbund gegründet hatte. Das wars doch! Sie wurde meine Lebensgefährtin und Mitarbeiterin zugleich, Mutter von sieben eigenen Kindern und zugleich Gemeindemutter. Sie wurde nicht Präsidentin von Vereinen. Aber wenn sie vernahm, dass ich eine Zeitlang einen gewissen Besuch nicht machen konnte, ging sie in aller Stille hin. Sie verzichtete mit den Kindern auf einen Hund, weil kein Bettler und kein Fremdling an einer Pfarrhaustür durch Hundebellen erschreckt werden soll. Pfarrfrau, Gemahlin und Mutter, noch einmal ein Gnadengeschenk, wofür man nur danken kann.

II Basel

Nach sechs Jahren Dorfpfarramt bekam der Landbub den Ruf in eine Stadtgemeinde. Ein Berner nach Basel! – in eine, hauptsächlich aus Arbeitern zusammengesetzte Stadtrandgemeinde.

Zwei kleine Details seien dazu kurz erwähnt: Beim Zusammenpacken auf dem Estrich finde ich zuunterst in einer Schachtel meinen damals weggeschmissenen Konfirmandenspruch und ging dabei mit Staunen in die Knie: "In uns ist nicht Kraft, wir wissen nicht, was wir tun sollen, unsere Augen sehen nach dir." – Ist das jetzt nicht genau das Wort, das mir Gott in diese Situation hinein direkt zuruft? Die Übernahme einer völlig neuen Aufgabe, wer leistet das aus eigener Kraft? Solch ein Entscheid, wer weiss, ob er richtig ist oder ob es ein Fehltritt ist? "Wir wissen nicht, was wir tun sollen, unsere Augen sehen nach dir." Seltsam. Man wirft seinen Konfirmandenspruch, ein Wort Gottes!, wütend in eine Kiste. Und 15 Jahre später steht das Wort auf wie aus dem Grab und wird einem zum Leitwort und zur Stärkung

auf dem Weg in eine unbekannte Zukunft: "Unsere Augen sehen nach dir."

Und das zweite Detail: Die Basler mögen uns Berner gut, die Zürcher nicht. Sie nehmen uns nicht immer ganz ernst, sehen uns gelegentlich als "gutmütige Unschuld vom Lande" an. Aber sie haben eine ausgesprochene Sympathie für uns Berner.

Zuerst sprach ich in den Wochengottesdiensten meinen Berner Dialekt. Bald hiess es in der Gemeinde, es sei "haimelig" beim neuen Pfarrer. Da lauerte offenbar die Gefahr der Verharmlosung. Darum schaltete ich von der heimeligen Mundart aufs sachliche Schriftdeutsch um.

Bald meldeten sich natürlich auch die Probleme. Es war die Zeit, an die niemand gern zurückdenkt, die schrecklichen Jahre der Arbeitslosigkeit zwischen den beiden Weltkriegen. Auf Basels Pflaster waren 6'000 arbeitslose Werk tätige. Ich sehe in der Rückschau immer noch die Familienväter, Männer in den besten Jahren, in der pfarramtlichen Sprechstunde, wie sie ihre Militärdienstbüchlein aufzeigten und geltend machten, dass sie während der Grenzbesetzung 14/18 im Ganzen 500 oder 800 Militärdiensttage geleistet hatten. Und jetzt schickt sie das Vaterland betteln! Die Arbeitslosen Unterstützung war noch nicht so organisiert wie heute. Sie wurden von Büro zu Büro abgewiesen, mussten mit ihrer Arbeitskraft hausieren gehen. Schlimm war dabei nicht nur die Geldknappheit und Mittellosigkeit. Eigentlich schlimm wurde das Verachtet-Sein. Sie mussten an den Stempelstellen Schlange stehen bis auf die Strasse hinaus. Man nannte sie "Stämpelbrieder"⁴³. Man bedenke, was in Basel "Brieder" heisst. Unvergesslich ist mir der Besuch bei einem Konfirmanden. Die Mutter war allein daheim. Sie erzählte, wenn ihr arbeitsloser Mann den Jungen wegen einer Fehlleistung zurechtweise, dann reagiere der mit der frechen

⁴³ Stempelbrüder

Bemerkung: "Geh du zuerst arbeiten, dann kannst du mir wieder befehlen." So hats gewirkt in die Familien hinein. Kaum etwas zerstört die Arbeiterethik, die Menschenwürde so sehr wie unfreiwillige Arbeitslosigkeit.

In unvorstellbarer Bedrängnis suchte ich in der Bibel Antwort und Trost, und fand sie bei den Propheten des Alten Bundes, die plötzlich anfangen, hochaktuell in diese Situation hinein zu sprechen. Ich fing am Sonntag an, Amos auszulegen, den Propheten, der in Gottes Auftrag soziale Gerechtigkeit fordert und zu den Frommen und Tonangehenden seiner Zeit sagt: "Ich hasse eure Feiertage und mag eure Versammlungen nicht riechen. Tue weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören. Es soll aber Recht offenbart werden wie Wasser, und Gerechtigkeit wie ein starker Strom".

Dann kam Adolf Hitler mit seinen Versprechungen. Nach einem Vortrag in Frankfurt am Main vor versammelter Gemeinde stand einst eine kleine hellblonde Frauenperson auf. Es war bereits nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie sagte in der Rückschau in aller Öffentlichkeit: "Wir waren zehn Kinder, der Vater arbeitslos, die Mutter verachtet, weil sie so viele Kinder hatte. Und nun kommt der Adolf, gibt dem Vater Arbeit und der Mutter als Gebäerin von zehn Germanen den Eichenkranz aufs Haupt. Waren meine Eltern Schufte, wenn sie dem Führer dankbar waren?" So vernahmen auch unsere Arbeitslosen, dass jenseits der Grenze Arbeit geschafft wurde. Das war eine unheimliche Versuchung für die Basler Arbeitslosen so nah an der Grenze.

Nach der Lektüre von "Mein Kampf", im Sommer 1934, fing ich an, an Sonntagen den Propheten Daniel auszulegen. Das siebente Kapitel gab mir den Anstoss dazu. Es zeigt das Weltgeschehen als wütendes Meer mit grausamen Tieren, die aus dem Meer auftauchen und darüber 'der Alte' auf seinem Thron, 'der Alte', Gott! – Die Predigten hatten zur Folge, dass der Sigrist mich nach einiger Zeit warnte: Es

seien sonntags während der Predigt jeweils eine Anzahl Autos mit ausländischen Nummernschildern in der Umgebung des Gottesdienstlokals parkiert. Ich solle ja nicht mehr über die Grenze ins Badische hinüber gehen. Die Predigten würden abgehört. Nachdem später die Predigten gedruckt waren, wurde dem Bändchen die Ehre zuteil, im Dritten Reich auf die Liste der verbotenen Bücher zu kommen. Unsere Verkündigung geriet damals – auch in der Schweiz – heftig ins Kreuzfeuer der Diskussion. Wenn man sich in der Predigt ein Kleinwenig zum Zeitgeschehen äusserte, dann stritt man hinterher draussen darüber, was und wie er es wieder gesagt und gemeint habe. Um darüber Klarheit zu schaffen, gründeten Eduard Thurneysen und ich die sogenannten "Basler-Predigten", eine monatlich erscheinende Reihe der abgedruckten Predigten. Dies um zu dokumentieren, was wir gesagt hatten und wie wir es gemeint hatten.

Ganz schwierig wurde die Situation, als im Sommer 1942 unsere Schweizer Regierung den jüdischen Flüchtlingen den Eintritt, die Flucht in unser Land verweigerte. In meiner Gemeinde wohnten Grenzwächter, die mir erzählten, wie schrecklich das jeweils sei, wenn man jemanden mit dem Gewehr zurückweisen musste. Z.B. erzählte mir einer, wie er eine jüdische Grossmutter mit ihren Enkelkindern zurückweisen musste und wie er dann von drüben das Schreien hörte, als sie geschnappt wurden.

Auf der Landsgemeinde der Jungen Kirche im Hallenstadion in Oerlikon bei Zürich bekam ich den Auftrag als Pfarrer einer Grenzgemeinde dem dort als Referent anwesenden Bundesrat, Herrn von Steiger vor 8'000 jungen Zuhörern entgegenzutreten. Es war im Hochsommer 1942. Das war mein bisher steilster Gang zur Kanzel im Dienst am Wort. Ich erinnerte mich damals an meine Angst als Kind, der Pfarrer könnte von der Kanzel herunterfallen... Reden, die Wahrheit sagen, dass mit dieser Grenzsperre unser Land am Tod von Hunderttausenden von Juden mitschuldig wurde, galt

damals bei vielen bei uns als Landesverrat. Dagegen wäre Schweigen Verrat an Gottes Wort gewesen. Die Versuchung zur Flucht war wieder einmal extrem gross. Gott liess sie mir nicht gelingen und gab Freudigkeit zum Bekenntnis, in Anwesenheit des für die Grenzschiessung verantwortlichen Magistraten. "In uns ist nicht Kraft, wir wissen nicht, was wir tun sollen, unsere Augen sehen nach dir."

III Berner Münster

Nach dem Krieg, im Frühling 1946, kam dann die Anfrage für ans Berner Münster. Darüber erschrak ich so sehr, dass ich zuerst zweimal nein sagte. Die Fluchtgedanken meldeten sich wieder. Der Gedanke, in die Stadt zu gehen, wo der Bundesrat und Herr von Steiger sind. Erst nach langem Zögern konnte ich mich zu einem Ja entschliessen. Warum, wieso diese Angst?

Als Dorfkind war ich in der Bauernstube heimisch. Auch in der Mietswohnung der Arbeiterfamilie – und im Fabriksaal. Aber in der Villa? Im Salon? In der Welt der kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Beamten? Das sogenannte Kirchenfeld, wo ich wirken sollte, das alte Villenviertel der Bundesstadt, war mir denkbar fremd. Es wurden denn auch vor der endgültigen Wahlentscheidung zwei Gegenkandidaten gegen mich aufgestellt. Es bildeten sich Gegengruppen gegen den da aus Basel. Der eine war Abkömmling einer alten Patrizierfamilie, ein Bern-Burger, der andere im Militärdienst Feldprediger. – In jenen Tagen vor der endgültigen Entscheidung schrieb mir ein Berner-Kollege:

"BERG-prediger tun heute not,
Denn in der Kirche sitzt der Tod;
Die Welt ist finster.

FELD-prediger muss einer sein,
Dann erst ist er ganz stubenrein
Für's Berner Münster.

Ein erfahrener Freund und Amtsbruder rief mir damals in Basel durchs Telefon zu: "Pass uff, Kathedrale sin gfööhrlich!"⁴⁴. Ja, Kathedralen sind gefährlich.

Der Deutsche Theologe, Hans Joachim Krauss, äusserte sich einmal, in den Kathedralen fühlten sich die Dämonen, die Teufel am sichersten geborgen. Ja, Kathedralen sind gefährlich. Wieso denn? Es ist da alles so harmonisch, so geformt und so schön. Wie nahe liegt da die Versuchung, dass schliesslich auch die Predigt harmonisch wird, geformt und schön. Gottes Wort aber ist Herausforderung an unseren Glauben, ist heilsame Beunruhigung, oft Ärgernis, und ein Trost nicht für die Sicherer und Satten, sondern für die Angefochtenen und Leidenden.

Im Berner Münster sind in den Glasfenstern wenigstens zwei Dutzend Bären in den Familienwappen zu sehen, und fast kein Kreuz. Das erzählte mir meine Gattin nach ihrem Predigtbesuch im Berner Münster. Damit erfahren wir, was Hans Joachim Krauss meint. Am Eingangportal stehen sich die fünf klugen Jungfrauen höhnisch lachend, den fünf kopfhängend törichten gegenüber. Eine der Törichten war eine Negerin. – Diese zehn Jungfrauen sind inzwischen ganz erneuert worden und ich weiss nicht, ob dies immer noch so ist. – Ich habe mir einmal die Aussage erlaubt, es sei als ob die Berner damals in Bern keine Modelle für die törichten Jungfrauen gefunden hätten und sie in Afrika suchen mussten... In der Baugeschichte des Münsters ist zu lesen, dass die damalige Burgerschaft⁴⁵ sehr darauf bedacht war, dass das Mittelschiff des Berner Münsters einen Meter fünfzig höher sein musste als dasjenige der Konkurrentin am Genfersee, der Kathedrale in Lausanne. "Ja, passed si uff, Kathedrale sin gfööhrlich."

Ich durfte nach der Kampfwahl dann allerdings auch

⁴⁴ Pass auf, Kathedralen sind gefährlich!

⁴⁵ Berner Bürger

erfahren, dass es in den Villen auch Probleme gibt. Auch unter den scheinbar so gesicherten Beamten gibt es Probleme und Überforderungen. Zum Beispiel, wenn mir einer erzählt, wie auf seiner Abteilung jeder darauf bedacht ist, eine Stufe höher zu steigen. Ein Wort von Kurt Marti unter dem Titel "Pitié pour les Chefs"⁴⁶ lautet: "Treibend und getrieben / reibend und gerieben / jäh am Markt Herzinfarkt" Das ist, kurz zusammengefasst, das Problem vieler Beamten. – Und in der Altstadt hinter der Geranienpracht der Fenster, die von den Touristen bewundert wird, in den Hintergassen und Schattseiten gibt es auch Elend und Einsamkeit. AHV-Rentner, für welche die Anschaffung einer Brille, die Ersetzung des abgenutzten Gebisses, die Doktorrechnung – es gab noch keine obligatorische Krankenversicherung – zum finanziellen Problem werden musste.

So bestieg ich denn 22 und ein halbes Jahr mit der Predigt die steile, hohe Treppe zur Münsterkanzle, von der ich als Sechsjähriger Angst hatte, der Pfarrer könnte herunterfallen. Ich freute mich am Sonntagmorgen wie ein Kind jeweilen aufs erste Gemeindelied, das ein Dank- und Loblied zur Ehre Gottes zu sein pflegt, und versuchte einer sehr gemischten Gemeinde aus allen Lebensaltern, Berufen und Schichten zusammengewürfelt, Gottes Wort zu verkündigen.

Und als ich am Eidgenössischen Dank- Buss- und Betttag 1968 die Abschiedspredigt hielt, fand auch sie, wie so manch andere all die Jahre hindurch, nicht nur lebhaften und zahlreichen Zuspruch – das Münster war immer voll –, sondern, gottlob, auch Widerspruch: Ein geharnischter Protestbrief, den ich daraufhin erhielt, war mir ein besonderer Trost. Ich sah darin ein Zeichen dafür, dass Gottes Wort bis zuletzt bei mir blieb und mich vor nur schönen, allzu schönen Münsterpredigten bewahrte.

Ja, es ist so, wie es der Beter des 139. Psalmes sagt:

⁴⁶ Erbarmen mit den Chefs, den Bossen

Gott beachtet jeden Einzelnen und Gott lässt uns unsere Fluchtversuche nicht gelingen. Und Gott hat einen Plan mit uns von Mutterleib an. Es ist der Rettungsplan, ausgeführt und vollendet durch Jesus Christus, gelobt in Ewigkeit. Amen.

